

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 71

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Gerd Semmer Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort von
Karin Füllner



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 71

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der
Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 71

Für Else Semmer

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2018 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1267-6
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

| | |
|------------------------------------|----|
| Trunkenen-Litanei | 9 |
| Tallewiesen bei Lippspringe | 10 |
| Spätsommerabend | 11 |
| Auf die Schnelle | 12 |
| Ballade vom erfrorenen Kind | 13 |
| Lied von den schnellen Wassern | 15 |
| August ziemlich verrückt | 16 |
| Herbst und ein anderer Frühling | 17 |
| <Warte nicht auf das Gelobte Land> | 18 |
| <Nebelmorgen> | 20 |
| <Finde deine Pfeile wieder> | 21 |
| Die Königin der Nacht (Prosa) | 22 |
| Dieses Land | 27 |
| Das Mistvieh meiner Träume | 28 |
| In der Dämmerung | 30 |
| Mit einem Tuch | 31 |
| Herr Keuner und sein Schöpfer | 32 |
| Der kleine Weltuntergang | 33 |
| Bericht vom Volke | 34 |
| Mag sein, Genossen | 36 |
| Schöne Jugend | 37 |
| Schützenbrüder-Potpourri | 43 |
| Der Herr Lehrer aus Amerika | 45 |
| November – November | 47 |
| Zwölf stille Nächte | 48 |

| | |
|--|-----|
| Austreibung aus Johannesburg im Jahre 1955 | 50 |
| Frühling unserer Städte | 51 |
| Atom Atom – es dämmt / <i>Am 30. Mai ist der Weltuntergang</i> | 53 |
| Für ein Mai-Kind | 54 |
| Atom, Atom, es dämmt / <i>Kaninchen mit Schlange</i> | 57 |
| Düsseldorf an der Düssel | 59 |
| Heine contra Freund und Feind (Prosa) | 62 |
| <Von kaukasischen Lichtbeeten> | 70 |
| Warten ist das halbe Leben | 72 |
| Grün ist die Hoffnung - rot die Liebe | 74 |
| Und das Wort ward Fleisch | 76 |
| Lesebuchstück vom Dr. Martin Luther | 77 |
| Kleinstadt am Heiligen Abend | 79 |
| Heilig-abend-land-mahl-zeit | 80 |
| Um den § 218 | 82 |
| Peking | 83 |
| Gemeinsamer Markt | 85 |
| Atom, Atom, es dämmt / <i>Atomgedicht 57</i> | 87 |
| La Patrie est en Danger | 89 |
| Die beherrschte Natur | 91 |
| Den Reisegegnossen | 92 |
| Meinem Briefträger | 93 |
| Unsere Kinder | 94 |
| Sechs junge Autoren, meine Freunde | 95 |
| Es geht ran! | 98 |
| Die Carmagnole der Royalisten | 100 |

| | |
|--|-----|
| Die Reisen der roten Mütze | 104 |
| Der Deserteur | 106 |
| Gegen den Krebs und die Dummheit | 108 |
| Harzreise im September | 109 |
| Sonett für die schwarze Lady | 110 |
| Hiddensee 1961 | 111 |
| Wendenburg am Lehnitzsee | 112 |
| Die Engel sind müde. | 113 |
| Familienbande | 115 |
| Ich vermisse Nationalgefühl | 117 |
| Ballade vom feinen Händchen | 119 |
| Ballade vom irren Tod | 121 |
| Probealarm | 122 |
| Afritz am See | 123 |
| Chanson Internationale | 124 |
| Black and White | 125 |
| Traum des Ikarus | 126 |
| Ich liege im Schatten deiner Ulme | 127 |
| Abendlied zu Ostern | 128 |
| Else Semmer: Düsseldorf, Hubbelrather Straße 8 | 129 |
| Nachwort | 139 |
| Textnachweise | 154 |



Porträtfoto, undatiert. Foto: privat.

Trunkenen-Litanei 1944

Joseph, du Heber des Weines,
ach, dein Lied ist erhaben wie keines,
ist erhaben aus Grinzinger Reben:
Zum Erhabenen führt dich das Heben.

Joseph, erhabener Weiner,
und du bist auch erhoben wie keiner,
wirst wie keiner im Heurigen fallen,
wenn die falschen, die Götzen zerknallen.

Stürzt der Gips-Plafond,
Götzendämmerton,
diesen Mißklang blechern hörten Taube –

Fällt zu Schutt und Staub,
was doch nur ein Raub:
Hoch im Blauen eine weiße Taube –

Still und stetig kreist
Vater, Sohn und Geist ...
Glaube! Wenn auch alles wackelt. Glaube!

Joseph, Enthobner des Glaubens,
all das Deine, es ist nicht des Raubens,
ist des Raubens nicht teil. Dieser Geigen-
ton! ja du warst es schon! wird nicht schweigen.

Joseph, der weinende Heber,
hebt und senkt sich, der tragische Schwebler,
heilig-trunken, trunken-heilig empor:
Onkel Mond, Onkel Mond steht am Tor.

Dezember 1944

Tallewiesen bei Lippspringe

Durch der Stamme schwarzes Dröhnen
schmettert wiesengrün Fanfare,
auf erschreckend rotes Tönen
senkt der Himmel blaues Eis.

Schweigen. Schweigen in der Runde
treibt dir Purpur in die Augen.
Stummer Zauber - Sterbestunde
und ein rasendes Verlangen.

Rasendes Zu-Boden-Gleiten,
rauschenthüllt und Staub zu Staube.
Über Fluß und grüne Weiten
flüchtet weiß ein Reh zum Walde.

Nur der stummen Glocke Schlagen:
Gold und Blau (Haar weht um Schläfe,
Puls am Boden). Keine Fragen
mehr. Nur noch die nahe Nacht.

Lippspringe, April 1945

Spätsommerabend

Ganz der Stunde hingegeben,
wie heb, ich's herauf
das ahnungsvoll. Zarte,
Unbedeutbare, dir ans Herz ...

Jugend, jubelndes Grenzen
ans Unbegrenzte, Neigung
zum Unbetreten,
pfeilschnellen Weges
Verschweben ins Blau ...

Ganz dir hingegeben,
über die Ebene des Schweren,
des Trägen, der Reibung -
dem Flug, dem Hinauf:

Ganz hingegeben dir,
Hauch, Duft, Atem, Feuchte,
Leben, Seele, Licht,
will ich. dich so: Sei leicht!

Lippspringe, 12. September 1945

Auf die Schnelle

Seht den Starmatz im Gesträuch.
Wie er wirkt und wetzt und plustert.
Schmetternd überzeugt er euch,
daß ihn Laune nicht verdustert.

Wie ist seine Seele voll,
da er fort und fort so klappert,
pfeift und zwitschert flink und toll,
dann und wann sich mal verplappert.

Nein, der Matz ist nicht verrückt.
Wenn er Kirschen schmeckt und schleckert,
hat er, schnell, was ihn bedrückt,
ausgeschwatzt und fortgekleckert.

Alsfeld, 27. Juni 1948

Ballade vom erfrorenen Kind

Es war sehr kalt, als der Mann auf der Straße stand.
Er hatte noch seine Frau und zwei Kinder an der Hand.
Er hatte noch ein paar Decken und etwas Hausrat jetzt,
und man hatte ihn, weil er nicht zahlen konnte,
rausgesetzt.

Das war im neunzehnhundertundfünfzigsten Jahr,
nachdem unser Herr und Heiland geboren war.

Es waren ein paar Herren vom Amt gekommen
und hatten ihm die Wohnung einfach abgenommen.
Der Mann hatte geflucht und die Frau geweint,
dann fanden sie sich auf der Straße wiedervereint.

Das war neunzehnhundertfünfzig in Gießen im Januar,
kurz nachdem unser Herr und Heiland geboren war.

Man hat sie da nicht kalt und herzlos stehen lassen.
Es muß ja Ruhe und Ordnung herrschen auf unsern
Straßen.

Sie bekamen eine Wohnung draußen vor der Stadt,
wo man ein Barackenlager für solche Fälle hat.

Es war nicht anders in jenem fernen Jahr,
als unser Herr und Heiland geboren war.

Da saß also der Arbeitslose in seinem Stall
mit Frau und zwei kleinen Kindern in dem Stall.
Es kam eine eisige Kälte durch alle Spalten,
und zwei Herren kamen, um fünf Mark Miete zu
erhalten.

Es fehlten noch Ochs und Esel in diesem Stall fürwahr,
so glich er jenem, wo der Herr und Heiland geboren war.

Der Mann war aber nicht faul und nicht dumm.
Er zeigte den Herren gleich alle Schäden ringsum,
bat um Material, sich zu helfen, es wurde versprochen.
Dann haben die Herren sich bis auf weiteres verkrochen.

Diese beiden waren nicht schlechter, als jeder Mensch war,
im Stall draußen vor der Stadt im Januar.

Die Herren gingen, und der Mann blieb zurück
am eigenen Herd und mit seinem Familienglück.
Damit war er immer noch zu reich, daß Gott erbarm:
Dieser Herd hielt den zerborstenen Stall nicht warm.

Es gab für sie keinen Raum in der Herberge dieses Jahr,
wie damals, als ihr Herr und Heiland geboren war.

Das Weitere kam schnell. Sie gingen zur Ruh,
deckten sich und die Kinder mit ihren Decken zu.
Um sechs will die Frau das Halbjährige versorgen ...
Da war es schon blau. Es war ein glasklarer Morgen.

Ehre sei Gott in der Höhe, das klang einst wunderbar,
und Friede den Menschen guten Willens im Januar.

Es dauerte dann noch zwei weitere Stunden bis acht,
bis ein Auto beide Kinder in die Klinik gebracht.
Zwei Herren vom Amt schrieben, ohne sich zu zieren,
nach der Leichenöffnung: Todesgrund Erfrieren.

Es sangen keine Engel im höheren Chor
überm Stall draußen vor der Stadt, wo das Kind erfror.

31. Januar 1950

Lied von den schnellen Wassern
Souvenir de la Loire

Geh fort von den scharfen Kieseln,
wo ich dich leiden seh.
Komm in den Schlamm. Da rieseln
die kleinen Wässer,
da tut es nicht mehr weh.

Es rieseln die kleinen Wässer
sanft unter deinem Fuß.
Du wirst schmutzig. Aber besser
befleckt sein,
als daß man leiden muß.

Ist es wirklich besser, befleckt sein?
Das ist ja eben so schlimm.
Das beste wäre, versteckt sein
im kühlen Grunde.
Da ruht der böse Grimm.

Doch im Schlamm, im kühlen Grunde
ist überall was dabei:
Würmer und Natternstiche, die Wunde
von scharfen Kieseln.
Hilft nur, daß man aus der Welt sei.

Es schnellen die Wasser an Kieseln,
an schwarzen und roten hin.
Aus der Welt ist keiner. Es rieseln
wie kleine Gewässer
sogar die Toten darin.

20. Juni 1950

August ziemlich verrückt

Ziehen deine Wolken auch so weiß im Blau?
Wiegen sich die Bäume grün und voll?
Siehst du dann ein Bussardpärchen hoch im Blau,
wirst du auch vom jähren Weinen toll?

Klebt der große Mond nur überm Dächerrand,
kriechst du in ein Loch, ihn nicht zu sehn?
Bäume abends bringen mich aus Rand und Band,
darfst du auch nicht aus der Stadt rausgehn?

Frauen auf den Straßen nachts im milden Licht
unter Mond und Baum wie Tiere still
geben leise Duft und Laut ... Ich will ja nicht,
was mich zum Verenden bringen will.

Nein, ich darf auf keinen Fall hinaus zur Stadt.
Alle Farbe macht mich krank und toll.
Und die fahle Kammer macht mich todesmatt.
Nein, ich weiß nicht, wie das enden soll.

29. August 1950

Herbst und ein anderer Frühling

Rote Frucht trägt der Strauch,
Und ich trage nicht Frucht,
sondern Trauer.

Und ein kleiner Sarg
trug, was mir lieb war.
Doch ich weiß nicht wohin.

Trauer hab ich ein Jahr.
Diese schwarze Frucht
ist die Frucht meines Sommers.

Denn ich habe kein Grab,
die Frucht des Sommers
darauf zu legen.

Sondern ich habe mein Grab
in dem Wind der Erinnerung.
Und es gibt nicht das süße Gedenken.

Rote Frucht des Sommers trägt der Strauch,
und ich trage meine Frucht.
Rote Frucht trägt der Strauch,
ich trage Trauer.

15. September 1950

<Warte nicht auf das Gelobte Land>

Warte nicht auf das Gelobte Land.
Es wird dich erreichen unerkannt.
Jeden Tag fängt Arbeit in Eden an.

Steige in den Weinberg des Herrn,
neige dich in den Weinberg des Herrn,
schweigend in den Weinberg des Herrn.

Warte nicht auf das Gelobte Land.
Schon in der Knechtschaft, unerkannt
fängt jeden Tag Arbeit in Eden an.

12. Oktober 1950

GERD SEMMER

16
die Reihe

**Die
Engel
sind
müde**

Verse und andere Prosa
aus dem Schlaraffenland

<Nebelmorgen>

Nebelmorgen
und der Zauber am Fluß
schmelzenden Lichts:
Nichts ist geborgen.

Über die Fläche schneidet
ein Wasservogel die Spur.
Emsige Amsel im Weidengebüsch
und die Tropfen
hell des Morgens.

Sich die Fläche
glatt, keine Spur einer Spur.

14. Oktober 1950

<Finde deine Pfeile wieder>

Finde deine Pfeile wieder,
die verschossen sind.
Finde die Pfeile, die nicht trafen

Denn das Ziel, getroffen,
nimmt den Pfeil hinweg.
Da ist Spur und Gelingen.

Finde aber die Pfeile,
die verschossen sind,
die das Ziel nicht trafen.

19. November 1950

Die Königin der Nacht

Wenige Tage nur Verwandlung, der immerwährende Schrecken, unsere einzige Lust auf Erden! Lachende Verwandlung in das Fremde, das wir nicht sind, das wir nicht sein dürfen. Gefährliche Lockung, das Eigene aufzugeben, einmal im Jahr strafflos. Verbotene Frucht, Erinnerung an Pflanze und Tier und jedes Weib und jeden Mann, an alle Gestalt auf Erden.

Tod in aller Gestalt, Leben in aller Gestalt, Gefahr der Überraschung in der verwandelten Gestalt, Leben, Leben, Leben.

Das alles währt nur einen Tag wie tausend Jahre. Und unser Leben währet wenige Tage, und wenn es hoch kommt, ein paar Stunden.

Der Mann, der mir die Königin der Nacht erzählte, war selbst dabei gewesen, hatte alles mit angesehen. Aber er hatte nur den Spott behalten, er verstand die Geschichte nicht. Er war nicht betroffen, darum verstand er sie nicht. Der Spott war auch bei der Geschichte: wo Schaden ist, da ist auch Spott. Aber ich verstand die Geschichte, weil ich den Schaden verstand.

»In unserer Stadt gab es ein Fastnachtsfest, das ich nicht vergessen werde. Damals nach dem Kriege, nach der Inflation wurde ungeheuer gefeiert.«

Nachher geht's immer los, dachte ich, alles muß eingeholt werden, damit keiner zu kurz kommt, Tod nicht und Leben nicht und das Geschäft mit beiden auch nicht.

»Es war der Maskenball unserer Harmonie im Kursaal, eine sehr gepflegte Sache. Wir waren ganz unter uns. Die Creme der Stadt hatte sich kostümiert. Die Stimmung war erstklassig, die Kapelle war bei der Sache, der Verbrauch war ungeheuer.«

Es gibt in diesen Nestern, dachte ich, ein paar große Fabrikleute, Gutsherren, Händler, die das Geld haben, und ein Schock Akademiker, die die Ehre haben. Dazu kommen

die Windhunde, Schreiber, Maler, die man bezahlt, damit sie uns unterhalten, die man hungern läßt, damit sie die harte Wirklichkeit begreifen, die da heißt: Wir sind ganz unter uns.

»Es gab alle Arten Masken. Nicht nur die üblichen: Domino, Pierrot, Prima-Ballerina, Cowgirl, Lotos, wilde Völker, zahme Tiere; nicht nur die simplen: Abendanzug mit Turban, Abenteurer, Hochstapler, Vamp – sondern auch richtige Ungeheuer: Teufelsfratze, Verbrecher, Vagabund, Dirne, Bettler, Zigeuner. Ein Froschquartett hüpfte im Saal herum und sang die schönsten Weisen und vor allem unseren Harmonie Karnevalsschlager, »Uns kann keiner«, komponiert vom Kurkapellmeister.«

Uns kann keiner, dachte ich, war Maßarbeit vom Kurkapellmeister, Sonderanfertigung für die Ganz-unter-uns-Harmonie.

»Dann gab es auch komische Masken wie Mann-im-Hemd-der-vom-Finanzamt-kommt, oder Schuljunge-mit-Schnuller-auf-Steinhägerflasche, oder Leute-im-weißen-Kittel-mit-Klistierspritze. Damen, die es sich leisten konnten, waren sparsam angezogen. Die reiferen Jahrgänge hielten sich zurück. Sie ließen sich von den Geschäftsfreunden ihrer Männer bestriicken oder von den Verehrern ihrer Töchter. Die Männer machten wilde Jagd auf Käfer und Hasen. Es fehlte nicht an schrägen Vögeln, und getanzt wurde, daß den besseren Hälften heiß und kalt und rot und grün vor Augen wurde. Damals kamen gerade die verrückten Wackeltänze auf, und es war wirklich komisch.«

Erinnerung an Pflanze und Tier und jedes Weib und jeden Mann, dachte ich. In alle Gestalt stürzen wir uns, um das Ich zu verlassen, das strenge, harte Selbst, dessen strenge Erhaltung keine Müdigkeit duldet bei Strafe des Todes, keine Schwäche, keine süße Hingabe, kein dolce far niente das ganze Jahr. Was für ein Preis für so ein Leben! Und alle die geliebten Gestalten, die Heiteren, Helden und Sanften, verheimlicht und verbannt, durften sie sein. Alle die ge-

haftest, gefürchteten Gestalten, die Fremden, Vagabunden, Bettler, die Ungeheuer der eigenen Brust, verscheucht und verdrängt das ganze Jahr, durften sie heute sein. Welch kurze Zeit für ein so großes Leben!

»Als die Stimmung ganz groß war, stiegen die verschiedenen Nummern und Einlagen, Polonaise, Damenwahl, Reise zum Mars, Glücksrad, Tombola usw. Solche Einlagen sind immer sehr wichtig, weil sonst alles durcheinanderläuft. Jeder ist mit seinen Unternehmungen allein beschäftigt, kann auf die übrige Gesellschaft keine Rücksicht nehmen. Die Stimmung bei uns war jedenfalls erstklassig. Gerade sollte die Preisverteilung steigen, da ging diese Sache los. Es war wohl ein Spaß von den lockeren Vögeln und sah zunächst wie Programm aus. Ein Tusch, der Zeremonienmeister verkündete Beginn der Preisverteilung, ein Halbkreis bildete sich um die Musikerbühne, Stille trat ein.

In diesem Augenblick der Erwartung intonierte die Kapelle plötzlich Mozart, irgendwas aus der Zauberflöte! Und ehe wir Zeit hatten, etwas zu sagen, stellen Sie sich vor, Karneval mit Zauberflöte! schwebte über die Bühne bis an den Rand der Stufen eine Erscheinung, eine blaue Maske: Die Königin der Nacht. Im blauen Kleid, sternglitzernd um den Körper, auf hohen Silberschuhen, mit der Mondsichel im kastanienroten Haar, eine unbekannte Maske in Blau. Denn wir erkannten sie nicht.

Ich weiß nicht, wie es kam, war es die Überraschung, war es, weil wir sie nicht kannten, war es der Rausch, der uns alle verrückt machte, plötzlich waren alle Männer wie besessen und die Frauen hysterisch. Sie stand nur ruhig da oben, eine reife Frau, wiegte sich kaum in den Hüften, war leicht an den Rand der Bühne gekommen und blitzte mit der Helle ihres Körpers, ihrer Zähne, ihrer Augen unter der blauen Maske, mit dem Silber in den roten Haaren, an den Füßen, am blauen Kleid. Es war nichts, und wir waren alle wie behext. Ich glaube, sie war elektrisch, diese Königin der Nacht.«

Reife Frau, dachte ich, kein grünes Ding, dem man alles erklärt, und es versteht nicht, keine ehrbare Frau, der man nichts zu erklären hat, sondern reife Frau, die uns versteht, mit einem Blick, mit einem Wink, mit einem Wort. Große Mutter aller Mütter, große Geliebte aller Geliebten, große Gefährtin aller Gefahren seit Anbeginn der Welt. Welch ein Rausch ist nötig, die Königin zu zitieren! Und wie wird der Zauber am Morgen zergehen!

»Der Rest ist schnell erzählt. Es gab eine Raserei um diese Frau. Die Männer wollten sie alle haben, aber sie waren zu viele und kamen nicht heran, außer den großen Kanonen. Die Frauen, besonders die besseren Hälften, waren Gift und Galle. Nur wir jungen Leute stürzten uns mit doppelter Lust in das Treiben und Toben, hatten kaum Zeit zu sehen, was für Vulkane in den oberen Regionen losbrachen. Von Preisen war keine Rede mehr, die berühmten Dämme von Ordnung und Sitte schienen geborsten – bis die Demaskierung den Zauber brach, der über unsere Harmonie hereingefallen war.

Das gab allerdings eine peinliche Überraschung, besonders für Bürgermeister, Arzt, Fabrikant, die Hauptkämpen um die Nachtfee. Es war der Triumph der ehrbaren Weiber. Die Maske in Blau, unter atemlosem Schweigen, lüftete zuletzt ihr Visier und – war die Gärtnersfrau, die Frau des Friedhofgärtners, genannt Kräuterhexe. Gemieden und gesucht war sie als weise Frau um heilende Tränke, um allerlei Rat bei allerlei Leiden, Sie verstehen. Hier stand sie, mit dem Gesicht ihrer fünfzig Jahre, erfahren und heiter, und ging durch das Zischeln, durch das ausbrechende Gelächter mit dem heitersten Lächeln – und es war ein Skandal für Jahre. Sie ging in ihren Garten. Wir andern machten weiter bis zum Morgen, soweit wir die Lust nicht verloren hatten, und holten uns dann in der Kirche das Aschenkreuz.«

Und gingen hin, dachte ich, und deckten ihre Blöße und nahmen auf sich die Asche ihres Lebens und taten an die

Säcke ihrer Tage. Jenes Weib aber, genannt die Hexe, zu anderen Zeiten vielleicht verbrannt und ohne festen Platz in der Kirche und ohne Ruhe zwischen den gottwohlgefälligen Gräbern, kehrte zurück in seinen Garten, unter Heilpflanzen und seltene Kräuter, mit denen es den Gebrechen der Bürger zu Hilfe eilte, das ganze Jahr, wenn sie es brauchten: Bei Schaden des Schoßes und der Lenden, bei Heiserkeit und Husten, in Nöten der Liebe und des Todes.

6. Februar 1951

Dieses Land

Ja, wir lieben dieses Land,
weil darüber dunkle Wolken ziehn.
Ja, wir lieben dieses eine Land.
Und wir seh'n uns wieder in Berlin.

Liegt zerrissen unser Land,
weil darüber dunkle Geier ziehn:
Reichen wir uns brüderlich die Hand.
Und wir seh'n uns wieder in Berlin.

Singt es laut von Land zu Land,
weil so vielen nie die Sonne schien:
Werft die Mordgewehre in den Sand!
Und wir seh'n uns wieder in Berlin.

15. März 1951

Das Mistvieh meiner Träume

Manche Nacht besucht mich meine kleine Katze,
und vor Kummer kann ich kein Wort sprechen.
Scharfe Krallen birgt sie in der samtene Tatze,
und ich weiß es schon, sie will sich rächen.

Weil ich einmal ihr die Milch verweigert habe,
kann ich sie nicht mehr zur Ruhe bringen.
Nächtlich kommt sie, fordert ihre süße Labe
und versucht mir ins Gesicht zu springen.

Schlingen lege heimlich ich für sie und Fallen,
um sie festzuhalten oder zu verjagen.
Sie umgeht sie, reißt sie, ritzt mich mit den Krallen.
Wehren muß ich mich und kann nichts sagen.

Hin und wieder glückt es mir, sie festzubinden.
Ach, dann gibt es einen Katzenjammer.
Lieber läuft sie weg - dann muß ich sie auffinden
tief in Keller, Boden, Speisekammer.

Hab ich sie gestellt, so gibt es wirre Kämpfe,
weil sie nicht mehr weiß, daß ich sie liebe.
Sie zerkratzt mich, heißt mich, faucht, wenn ich sie dämpfe.
Feuchte Augen wehren keine Hiebe.

Soviel Liebesmühe scheint mir ganz vergeblich.
Wende ich mich, fängt sie an zu schnurren!
Kehr ich wieder um, vergesse und vergeb ich,
möchte streicheln, hör ich dumpfes Murren.

Dann verwandelt sich das Biest zum wilden Tiger,
springt mich an, ein panisches Erschrecken:
Nein, es gibt kein Spiel! Hier gibt es keinen Sieger:
Nur Verletzte und ein Wundenlecken.

Diese Qual, ein lang geliebtes Tier zu quälen!
Ist es schön, ein Wesen zu zerstören?
Gibt's ein Ende? Welches Ende soll ich wählen?
Meine kleine Katze wird nicht hören.

Paderborn, 29. Mai 1951

In der Dämmerung

Entre Chien et Loup - Ein Bild von Marc Chagall

Um uns, Hals über Kopf, der Welt Gewimmel:
Laternen schreiten mutig durch den Schnee,
Den Schlitten zieht verkehrt ein Pferd am Himmel,
Das ewige Huhn in Mutterweh
Zeigt seinem Wickelkind das Abc.

Stumm über Hütten Zwiebelturm-Gebimmel
Hilft auch dem Mond nicht, daß er es versteh'.
Er streicht dahin vor seinem schwarzen Himmel.
So stumpft die kleine Welt seit je
Bedeckt von Langeweile, Schimmel, Schnee.

Mein Maler doch, mit Pinsel und Palette,
Hat seine Staffelei hier hergespannt,
Hat angeschaut das ungereimte Land,
Ob es nicht Form und Farbe hätte.

Schon flattert Rot auf diese Stätte,
Sobald er nur die ersten Reime fand:
Sein Engel widerfuhr ihm aus der Hand.
Jetzt malen beide weiter um die Wette.

8. August 1951

Mit einem Tuch

Leichtes Tuch an deinem Hals meint nur
ein Umhalsen, leicht, und nicht die Spur
eines schwierigen Am-Halse-Haben.
Leichtgewichtig sind die süßen Gaben.

Während um uns her die Heiden toben,
wollen wir die leichte Liebe loben.

Ein Umhalsen wie ein Herbstblatt leicht,
das den Boden wie im Traum erreicht,
losgelöst von altem Stamm und Streben,
hingegen an das eigene Leben.

Darum laß ringsum die Heiden toben,
wenn wir unsere leichte Liebe loben.

Marburg, 27. Oktober 1951

Herr Keuner und sein Schöpfer

Herr Keuner, der Denkende, von seinem Schöpfer gefragt, ob in dem unvermeidlichen Kampf der Großen er sich schon für eine Seite entschieden habe, antwortete: Ich habe mich entschieden.
Für Rot? fragte Herr Keuner sein Schöpfer.
Ich habe mich entschieden, antwortete Herr Keuner.
Für Blau also? fragte sein Schöpfer.
Ich habe mich entschieden, antwortete Herr Keuner zum andernmal.
Aber wofür? fragte der Schöpfer, alt geworden und Fleisch nicht mehr einfach zerreißen könnend. Und Herr Keuner, der Denkende, die unvermeidliche Zigarre in der Hand, antwortete bescheiden: Für mich.

Anfang 1952

Der kleine Weltuntergang

Völkerwanderung des 20. Jahrhunderts

Ende des zweiten Jahrtausends unseres Äons,
Ende der barbarischen Jugend des Menschen
nahm an die Erde ein anderes Gesicht.

Und es machten sich auf die Völker
und wurden gewogen und zu leicht befunden
und nahmen an ein anderes Gesicht.

Da sahen wir wandern große Züge, Menschen-
Völker, wie Tiere getrieben vom Feuersturm
in ein unerkanntes Ziel: Rettung.

Es bereiteten sich aber die Völker
Ende des zweiten Jahrtausends unseres Äons
auf die Veränderung des Planeten.

3. November 1952

Bericht vom Volke

Es lebte einst in dem Land der Mitte
ein gutes und gelehriges Volk
nach Maßen der Väter.
Sie saßen unter Druck, darum
folgten sie dem Ruf fremder Fürsten,
zu bebauen karge Länder und eroberte
und auch sie zu verteidigen.
Und sie zogen aus vorzeiten,
versehen mit den Tröstungen
ihres Gottes und ihrer Sprache.
Und schufen grüne Inseln, wohin sie kamen,
und waren geachtet, aber nicht geliebt.

Dieses Volk wurde so gelehrig,
daß es für jeden kämpfte, der ihm eine Waffe gab.
Es ließ sich verkaufen in jedes Land
von seinen eigenen Herren,
zu bedrücken die Bedrückten.
Und sie zogen hin, ein Schrecken,
versehen mit den Lehren ihrer Schulmeister
und Unteroffiziere: Gott zu fürchten
(und die Polizei), sonst nichts auf der Welt.
Sie trugen aber in ihrem Tornister,
den sie nötig brauchten: Trost ihrer Dichter.
Und wo ihr Fuß hintrat, auf Befehl,
da wuchs kein Gras mehr.
Das nannten sie die Kultur oder eine Sendung.

Und als die Zeit erfüllet war,
zu schlachten seinen Feind,
da waren die Völker wohlbereitet.
Und waren abgerichtet, zu schlachten
das menschliche Angesicht, was nur Feind hieß.
Und zogen in ihren Krieg, bekränzt, wie zum Fest.

Und ihre Denker zogen mit ihnen (im Geist,
aber nicht alle).
Und dieser Krieg war das erste Glied
einer Kette von Heimsuchung.

Und aber herrschte ein Mann mit Schrecken,
der ihnen nennete, was Feind war.
Und dieses Volk, von Fieber und Krebs begeistert,
zog aus, eine goldene Horde (ohne Gold),
die Taschen zu füllen (wem?)
und sprach das Wort Vaterland.
Sie taten aber andern,
was sie sich selber taten.
Und trieben vor sich her die Völker,
wie sie selber getrieben waren,
Menschenzüge wie Tiere im Feuersturm.

*Wie es war am Anfang, jetzt und immerdar –
doch nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.*

Es gibt Leute, die glauben,
ihr Schlag sei der letzte. Wenn sie geschossen haben,
darf keiner mehr schießen.
Diese Leute werden belehrt:
Die schlagende Hand soll verdorren.
Wer das Gewehr hebt, wer das Schwert zieht,
Soll umkommen durch das Schwert.

4. November 1952

Mag sein, Genossen ...

Mag sein, Genossen, ich schaue zurück –
nicht wie Lots Weib, das erstarrte
zur Salzsäule, sondern vielleicht
besorgt, daß keiner zurückbleibt, oder
um eine Kleinigkeit - wichtig am neuen Ort,
wo wir uns einrichten wollen für immer,
nicht in Baracken, nicht mit Notlichtern,
sondern für immer.

Mag sein, Genossen, ich schaue zurück
Das soll euch nicht zu sehr stören.
Ich sage euch, schaut nach vorn.
Ich komme mit.
Nehmt mich in die Mitte, und vorwärts.
Und mag sein, ich schaue zurück.
Aber es geht vorwärts.

Vielen Dank.

16. Januar 1953

Schöne Jugend

I

Jugend,
jubilndes Grenzen ans Unbegrenzte,
Neigung zum Unbetreten, pfeilschnellen Weges
Vorgreifen ins Blau –
Jugend, ich will uns so:
ganz hingegeben
über die Ebenen des Schweren, des Trägen
dem Flug, dem Hinauf –
ganz hingegeben an
Hauch, Duft, Atem, Feuchte,
Leben, Seele, Licht –
Jugend, ich will uns so:
froh
gut
leicht.

II

Der Sport ist mehr als Sport.
Er fordert das neue Gesicht friedlicher Kämpfer,
glückliche Siege, glückliche Niederlagen,
keinen Triumph dem Sieger,
kein Mitleid den Besiegten.
Sinn gibt dem Rennen der letzte:
daß er durchhält,
daß er ankommt.
Der Sport ist mehr als Rekorde.

Ihr Speerwerfer, Schleuderer, Kugelstoßer,
treibt eure freundlichen Waffen in die Zukunft.
Ihr Ballspieler, wendig, listig, kühn,

Handball-, Fußball, Baseball, Rugbyspieler
aus aller Welt,
schwarze Meister des Korbballs,
indische Hockeyjongleure,
und auch ihr, baskische Pelottespieler, Bauern,
ihr golfspielenden Bergleute
(beschrieben von André Stil),
Ballspieler aller Nationen,
ihr habt nur einen Feind:
den Krieg.

Über das dunkle Netz, Tennisspieler,
schlagt den Ball!
Schwimmer, Segler, Kanuten,
versöhnt das feindliche Element!
Hürdenläufer, Reiter, Stabspringer,
überwindet das Hindernis!
Russische Athleten, ringt um Verständigung!
Franzosen, Italiener im Fahrradreiß,
eure Kameraden montierten die leichten Renner,
um das eine zu erjagen –
schnelle Läufer aus Jamaica,
erreicht zuerst dieses Zielband:
den Frieden.

Das ist der Sinn der Rekorde–
Es gibt nur einen Sieg:
O sport, tu es la paix.
O Sport, du bist der Friede.

III

Die Kunst bleibt Kunst
seit den ältesten Zeiten. Und wir
wollen beginnen, sie wahr zu machen.

Von den Alten ohne Hoffnung vertagt
in die goldene Vorzeit von Löwe und Lamm –
wir erwarten mit fester Zuversicht:
Die friedliche Welt.

So sangen die Trostlieder der Neger
in der Nacht ihrer Knechtschaft:
Swing down sweet chariot Komm süßer Himmelswagen!
Und weil er nicht kam: Go down Moses.
Ja, Bessie Smith ging hinab und sagte Pharaos:
Laß mein Volk frei!
Nach vielen Wüsten sichten wir nun die Stadt:
Oh what a beautiful city! O schöne Jugend!
Die letzte Wüste findet nicht statt.
Die Kunst weiß es seit langem. Und wir
wollen beginnen, sie wahr zu machen.

Junge Künstler, eure Kameraden erwarten euch.
Künstler, dich erwarten die Schrecken der Erde.
Multatuli, Der-viel-trug, war immer dein Name.
Freude, schöner Götterfunken und
Diesen Kuß der ganzen Welt –
der es aufsang, war taub.
Das köstliche Gefäß Cervantes
schrieb im Kerker den Traurigen Ritter.
Und der barmherzige Samariter
des großen Rembrandt van Rijn
verhinderte nicht seinen Untergang.
O Zuversicht!

Junge Dichter, Walt Whitman mußte schweigen:
»Ich itze da und schaue auf alle Niedrigkeit
und allen Todeskampf, der endlos scheint.
Das alles sehe ich und höre ich und schweige.«
Ihr sollt sprechen. »Das Wort Dichter«,
sagte unser Bruder Paul Eluard,
»ist nur ein anderes für das Wort Bruder.«

Wladimir Majakowski
ist seinem Lied »auf die Kehle getreten«,
kam noch herab »aus den Himmeln der Dichtung«,
um uns die Hände zu schütteln – wir
wollen nun nichts mehr entbehren von allem,
was gut und schön war.

Arthur Rimbaud,
verloren an seinen gewalttätigen Ausbruch,
ist unser Bruder versöhnt im Morgenschein.
Seine »Sümpfe des Abendlandes«,
wir legen sie trocken. Sie sollen sein:
»Gestade ohne Ende bedeckt mit freudigen Völkern«.
Arthur, Bruder, du bist nicht betrogen,
hier ist die Freundeshand:
»Wir treten ein in die wunderbaren Städte.«

Junge Architekten, übt eure Kunst!
Die Nachahmung der Akropolis genügt nicht
und nicht die Organisation von Kathedralen.
Auch heute leben Völker ein junges Leben
und bauen Städte in die Zukunft.

Maler, Bildhauer, es gibt keine Rezepte.
Jeder findet seine oder keine Wahrheit.
Aufwirbelnd wie Tauben sind der Bilder unzählige
auf dem Weg um die Erde mit Botschaft.
Und ihr wißt: Alles ist täglich neu zu tun.
Wir erwarten euch, das Geheimnis im Herzen.
Offenbart es.

Musiker, hört auf Bela Bartok,
der seines Volkes Lieder
in die neuen Legierungen der Kunst einschmolz.
Er blieb nicht stehen bei den Pferdehirten
stampfend im Kreise.
Er zeigte ihnen den Weg in die Welt.

Sänger, Schauspieler, Tänzer, Mimen,
wir erwarten euch. Ihr sollt erfüllen
die Sehnsucht nach dem Menschen,
den wir erhoffen. Ihr sollt ihn vorwegnehmen,
indem ihr den alten kritisiert.

Junge Kritiker, eure Arbeit ist wichtig.
Ihr habt hinter euch die Großen –
neben euch Kameraden –
vor euch die Gewalt.
Helft uns allen erkennen.
Trete den Leuten zu nahe!
Übt die freundliche Veränderung der Welt.

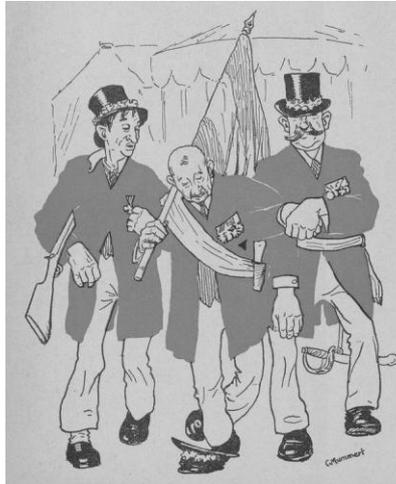
Ihr Kundigen von Radio, Presse, Film:
Pablo Neruda nannte Chaplin
den letzten Vater der Zärtlichkeit in der Welt.
Worauf wartet ihr?
Keiner wird genug geliebt.
Zerstört die Hexenküche, den Stein der Allzu-Weisen,
destilliert keine Lügen zu Gold (es geht nicht).
Der Mensch erwartet sein Gesicht zu sehen
und keine Ware. Ich bitte euch.

Jugend!
In die wunderbaren Städte treten wir morgen ein.
Ihre Lichter sind heller als city-lights, aber
vielleicht doch diesen verdankt – wer weiß, Charlie!

Und das alles hat nur zum Ziel,
einzugehen in den brüderlichen Kampf der Menschheit.

O Kunst, du bist der Friede
und nur so der Sieger von morgen.

Juli 1953



Mir
hast
Spaß
gehat

Moritz Messer:

Schützenbrüder-Polpeurris

Ihr guten Schützen, eilt schnell zum Appell,
Die Königin schafft eben Freibier zur Stell!
Unsre Königin, Lisbeth Meier zwo, soll leben
Mit unserm großen Vogell!
Bier her, Bier her, oder ich fall um!
Man muß die Frauen feiern, wie sie fallen!
Die Vögelein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen so wunder-wunder-
So schön, wie Sie wollen! Piff-paff!

Der Hauptmann, im Zivilberuf Käsefabrikant,
Auf seinem stolzen Rosse, „Eisa von Brobant“
Er fliegt im hohen Bogen runter
Mit unserm großen Vogell!
Bin ein kleiner König! Gib mir —
Aber nicht zu wenig! Präsentiert 'as Gewehr!
Die Vögelein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen so wunder-wunder-
So schön, wie Sie wollen! Piff-paff!

An Frontschwoß gehn wir mit Schärpe, Stern
Und offenem Säbel beim Hochwürdigsten Herrn!
Wir feiern alle Feste, wie sie fallen —
Mit unserm großen Vogell!
Wir tröten zum Lötten, Helm ab zum Gebet:
Geörgl der den deutschen Lindwurm frozzelt,
Sebastian! der uns am Spieß was brozzelt,
Hubertus! mit dem Kirschker in Kopf,
Ignorantius! mit dem zu langen Zopf,
Steht uns alle bei! weil wir selten wissen,
Ob die Großen nochmal ihre Lüge schmissen!
Doch die Vögelein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen so wunder-wunder-
Na also schön — wie Sie wollen! Piff-paff!

Schützenbrüder-Potpourri

Wer hat diesen wunderschönen Schuß getan?
Das war gewiß ein echter deutscher Mann!
Schon wieder flog ein Fetzen runter
von unserm großen Vogel!
Ja, übt Aug und Hand fürs Vaterland!
Und das Holzgewehr, das wackelt allerhand.

Die Vögelein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen so wunder-wunder-
so schön, wie Sie wollen! Piff-paff!

Ihr guten Schützen, eilt schnell zum Appell,
Die Königin schafft eben Freibier zur Stell!
Unsere Königin, Lisbeth Meier zwo, soll leben!
Mit unserm großen Vogel!
Bier her, Bier her, oder ich fall um!
Man muß die Frauen feiern, wie sie fallen!

Die Vögelein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen so wunder-wunder-
so schön, wie Sie wollen! Piff-paff!

Der Hauptmann, im Zivilberuf Käsefabrikant,
auf seinem stolzen Rosse »Elsa von Brabant«,
er fliegt im hohen Bogen runter
mit unserm großen Vogel!
Bin ein kleiner König! Gib mir –
aber nicht zuwenig! Präsentiert 'as Gewehr!

Die Vögelein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen so wunder-wunder-
so schön, wie Sie wollen! Piff-paff!

An Fronleichnam gehn wir mit Schärpe und Stern
und blankem Säbel beim Hochwürdigsten Herrn!
Wir feiern alle Feste, wie sie fallen –
mit unserm großen Vogel!
Wir tröten zum Lötten ... Helm ab zum Gebet:

Georg! der den deutschen Lindwurm frozzelt,
Sebastian! der uns am Spieß was brozzelt,
Hubertus! mit dem Kirschkern im Kopf,
Ignorantius! mit dem zu langen Zopf:
Steht uns alle bei! weil wir selten wissen,
ob die Großen nochmal ihre Lage schmissen!
Doch die Vögel ein im Walde!
Sie sangen-sangen-sangen soo wunder-wunder-
also schön - wie Sie wollen! Piff-paff!

1. Juli 1954

Der Herr Lehrer aus Amerika

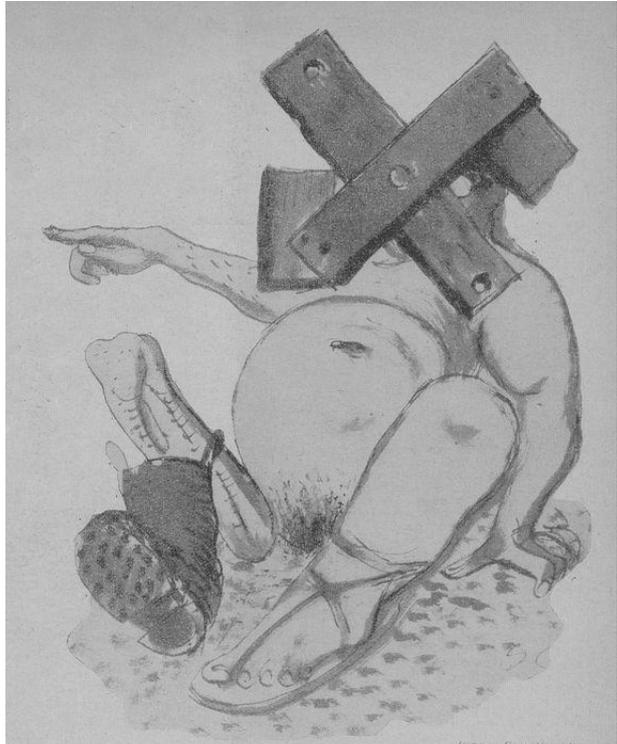
In den alten Mordgeschichten
spricht man viel von Bösewichten,
ungeheuren,
die die teuren
Menschen haufenweise kaltgemacht.
Tag und Nacht.

Manchmal wird man da auch hören,
wie die Opfer sie betören.
Wie die Kälber
sogar selber
ihren Metzger aufgesucht.
O verflucht.

Doch hier gibt es keine Rinder,
sondern nur gelehrige Kinder,
die der Lehrer
und Bekehrer
wieder auf den Weg gebracht.
Bis es kracht.

Seid ihr Menschen und nicht Kälber,
macht den nächsten Vers euch selber.
Was ich schildere,
ist viel milder
als die wildgewordene Welt
mit dem Geld.

Oktober 1953



Zeichnung Georg Mezele

Geschichtlicher Rückblick — auf 1000 Jahre

NOVEMBER — NOVEMBER

Von Moritz Messer

Wir hatten einst im schönen Vaterlande,
Was ich — aus Kenntnis — Schweinebande heiße.
Als wir befreit von dieser braunen Sch—ande,
War ausgemacht, daß sie uns nie mehr beiße.
Doch erstens kommt es anders, als man denkt,
Und zweitens ist da jemand, der das lenkt.

Ich muß euch ihre Namen nicht bekennen.
Und wem der Stiefel paßt, der zieht ihn an.
Ich bitte auch, es Schweinerei zu nennen,
Daß diese Bande wieder wählen kann.

Und fragt auch nicht danach, wie sowas denkt,
Fragt nach dem Schweinetreiber, der das lenkt.

Wenn man das sieht, wie sich die Bande stiehlt,
Der guten Leute gutes Geld kassiert,
Dem lieben Herrgott schöne Tage stiehlt,
Sich stets nach hinten sehnt und nichts kapiert —
Sieht man das Brett vorm Kopf, wenn sowas denkt,
Da fragt man, ob es Gott ist, der das lenkt.

Ich möchte mir vielleicht den Wink gestatten,
Sich in der Welt genauer umzusehen:
Es soll da Leute geben, die den Ratten
Im guten roten, über Bord zu gehen.

Denn erstens kommen wir drauf, wer das lenkt,
Und zweitens kommt's dann anders, als ihr denkt!

November – November

Wir hatten einst im schönen Vaterlande,
was ich aus Kenntnis Schweinebande heiße.
Als wir befreit von dieser braunen Sch-ande,
war ausgemacht, da sie uns nie mehr beiße.

Doch erstens kommt es anders, als man denkt,
und zweitens ist da jemand, der das lenkt.

Ich muß euch ihre Namen nicht bekennen.
Und wem der Stiefel paßt, der zieht ihn an.
Ich bitte euch, es Schweinerei zu nennen,
daß diese Bande wieder wählen kann.

Und fragt auch nicht danach, wie so was denkt,
fragt nach dem Schweinetreiber, der das lenkt.

Wenn man das sieht, wie sich die Bande siehlt,
der guten Leute gutes Geld kassiert,
dem lieben Herrgott schöne Tage stiehlt,
sich stets nach hinten sehnt und nichts kapiert –

sieht man das Brett vorm Kopf, wenn so was denkt,
da fragt man, ob es Gott ist, der das lenkt.

Ich möchte mir vielleicht den Wink gestatten,
sich in der Welt genauer umzusehen:
Es soll da Leute geben, die den Ratten
im guten raten, über Bord zu gehen.

Denn erstens kommen *wir* drauf, wer das lenkt,
und zweitens kommt's dann anders, als ihr denkt!

Düsseldorf, 10. Oktober 1954

Zwölf stille Nächte

Die erste Nacht dreht die Sonne bergan.
Die zweite wandert durch grünen Tann.
Die dritte geht Apfel und Nüsse holen,
die vierte sorgt für Holz und Kohlen,
damit das Kind zu uns kommen kann.

In der sechsten feiert die ganze Welt.
Die siebte bleibt Haus und Hof gesellt.
Die achte besieht sich Zeug und Gerät.
Die neunte schaut, wie es draußen steht.
Die zehnte treibt alles, was ihr gefällt.

Die elfte gibt uns ein' hellen Schein:
Das neue Jahr geht da herein.

1954/1955



Holzdruck von F. M. Jensen

DIE AUSTREIBUNG AUS JOHANNESBURG 1955

Spieltitel von Moritz Messer

Wo ist dein Bruder Abel, spricht der Herr zu Kain,
Wo ist dein schwarzer Bruder Abel? —
Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Und bist du nicht sein Hüter, sagte er zu Kain,
Bist du nicht deines schwarzen Bruders Hüter,
So wirst du sein Mörder sein.

Durch ihre weißen Städte ging des Herrn Gestalt,
Jesus, der Neger wohnte in ihren Städten,
In ihrem Blech. Und sie taten ihm Gewalt.

In der Südafrikanischen Union haben die Gemüter in
den letzten Jahren immer mehr Feindschaft oder Verharm-
lung einer schwarzenbenutzten Aufbegehren, die die Liga der
Südafrikaner in Südafrika verurteilt hat, gibt
heraus, daß 1955 fast 15000 Weiße mit einer Gesamt-
zahl von 2,38 Millionen Strafen wurden und 1955
waren auch einmal 18000, 1952 14000 50000 Strafen
erhalten worden. (1955)

Es kam der Christen Rote, zu verraten den Herrn,
Kain und Judas führten diese Rote,
Um ihre schwarzen Brüder einzusperren.

Doch ein Moses wird kommen, so steht prophezeit,
Das Schreien dieses Volkes wird kommen
Vor Gott, Bis es sich befreit.

Austreibung aus Johannesburg im Jahre 1955

Spiritual

Wo ist dein Bruder Abel, sprach der Herr zu Kain,
wo ist dein schwarzer Bruder Abel? –
Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Und bist du nicht sein Hüter, sagte er zu Kain,
bist du nicht deines schwarzen Bruders Hüter,
so wirst du sein Mörder sein.

Durch ihre weißen Städte ging des Herrn Gestalt:
Jesus, der Neger, wohnte in ihren Städten,
in ihrem Blech. Und sie taten ihm Gewalt.

Es kam der Christen Rotte, zu verraten den Herrn.
Kain und Judas führten diese Rotte,
um ihren schwarzen Bruder einzusperrn.

Doch ein Moses wird kommen, so steht prophezeit.
Das Schreien dieses Volkes wird kommen
vor Gott. Bis es sich befreit.

März 1955

Frühling unserer Städte

Sie machen wieder Reklame für Frühling,
als ob er das wirklich nötig hätte.
Jungen Dichtern fallen alte Verse ein.
Lokomotiven tirlieren um die Wette.

Alle Vögel sind schon da, alle, alle!
singen die Kinder in den öden Schulen.
Aber da draußen in die Bürgersteige
wühlen sie selig ihre Murren.

In den schnell ziehenden Frühlingshimmel
malen die Flieger ihre dummen Sprüche.
An den Wegen bricht man Weidenkätzchen.
Automobile offerieren ihre Wohlgerüche.

Kauft sofort neue Hüte, es wird Frühling!
Das Geschäft in Hoffnung nicht versäumen!
Jetzt schlanker werden mit Kräutertee!
Und in Läden gehn, wo Veilchen träumen ...

Düsseldorf, 7. April 1955

Am 30. Mai ist der Weltuntergang



Zeichnung: Schwab

von Moritz Messer

In der Welt habt ihr Angst,
Und die kann man auch haben:
Von den Galgen die Raben
Schwirren wieder ums Haus.
Doch ihr macht euch nichts dreus,
Schlingt hinein euer Brot,
Das geringe Stück Brot.
Morgen wird es zu Stein,
Schlägt die Zähne euch ein,
Seht ihr im Westen das Abendrot
Atom-Aschen-Wind,
Das himmlische Kind,
Nimmt die Sorge euch ab
Für Weib und lieb Kind.
Lofst die Finger davon,
Oder seht ihr euch schon
Mit erloschenem Blick
und verdrehtem Genick?
Nein, die Welt ist kein Grab,
Reißt die Irren der Angst
Von dem Abgrund zurück!

Atom Atom – es dämmert

Am 30. Mai ist der Weltuntergang

In der Welt habt ihr Angst.
Und die kann man auch haben:
Von den Galgen die Raben
schwirren wieder ums Haus.
Doch ihr macht euch nichts draus,
schlingt hinein euer Brot.
Das geringe Stück Brot.

Morgen wird es zu Stein,
schlägt die Zähne euch ein.
Seht ihr im Westen das Abendrot?
Atom-Aschen-Wind,
das himmlische Kind,
nimmt die Sorge euch ab
für Weib und lieb Kind.

Laßt die Finger davon.
Oder seht ihr euch schon
mit erloschenem Blick
und verdrehtem Genick?
Nein, die Welt ist kein Grab.
Reißt die Irren der Angst
von dem Abgrund zurück.

9. April 1955

Für ein Mai-Kind

Kind, wie schön, daß wir dich haben!
Sei willkommen auf der Erde.
Daß sie auch die deine werde,
dazu hast du viele Gaben.

Du hast Augen. Tu sie auf.
Es gibt etwas hier zu sehen.
Später wirst du auch verstehen.
Heute tu die Augen auf.

Steck die Nase in den Wind.
Leider ist die Luft nicht rein.
Soll sie morgen besser sein,
steck die Nase in den Wind.

Liebes Kind, spitz deine Ohren.
Horch auf jeden Ton und Laut,
daraus sich die Welt erbaut.
Liebes Kind, spitz deine Ohren.

Greife, greife mit den Händen.
Zwar das Glück, du wirst es lernen,
liegt uns nicht mehr in den Sternen.
Aber greif mit beiden Händen.

Schrei, mein Kind, nach Herzenslust.
Hunger ist ja kein Verbrechen.
Später sollst du davon sprechen.
Heute schrei nach Herzenslust.

Kind, die Erde ist noch jung.
Scheint der Mai auch kühl und naß,
füllt er Scheuer doch und Faß.
Halten wir nur Schritt und Schwung!

Mai 1955

Humoristisch-satirische Blätter

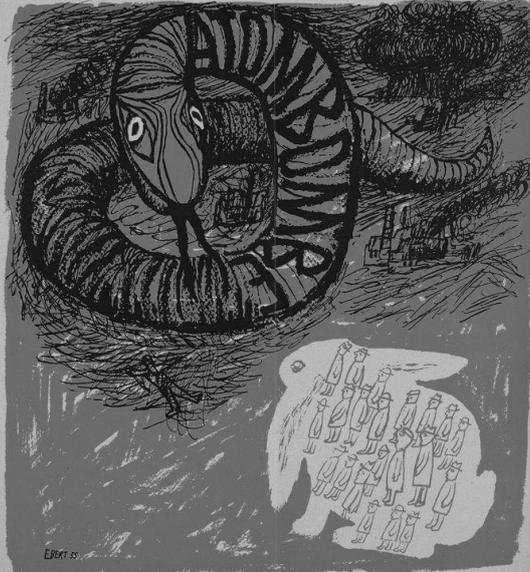
Verlagsort Düsseldorf
2. Jahrgang · Juni 1955

50^{DFF}

Der Deutsche Michel

Kaninchen mit Schlange!

Zeichnung Ebert



Der Mensch ist kein Versuchskornikel,
Man kann nicht alles mit ihm machen.
Was faselt ihr von Schicksals-Blick?

Nehmt dieses Biest beim Wicel
Und schlagt es in den Rachen
Oder ins Genick! Moritz Messer

Atom, Atom, es dämmert
Kaninchen mit Schlange

Der Mensch ist kein Versuchskarnickel,
Man kann nicht alles mit ihm machen.
Was faselt ihr von Schicksals-Blick?
Nehmt dieses Biest beim Wickel
Und schlagt es in den Rachen
Oder ins Genick!

Mai 1955



Zeichnung Schwieg

DUSSELDORF

Hier lebten die Neandertaler nicht.
Hier war nur Sumpf und oben grünes Licht.
Und da uns Chlor im Wasser wenig schmeckt,
Hat Köbes hier das Düssel-Bier entdeckt.

Die Stadt von Ata, Iml und Persil
Liegt nicht an Mississippi, Oder, Nil,
Jedoch am wunderschönen deutschen Rhein,
Und Heine wollte hier geboren sein.

Er ließ an diesem Ort sich nicht begraben,
Weil sie ihn vorher noch vertrieben haben.
Sie kauften ihn, mit rheinischem Charme,
Als Monument ein Mädchen ohne Arm.

Hier ist dir alles teuer: Kleider, Schuh —
Europas Tochter gibt den Seif dazu.
So über Kä, Kom/mädchen und Corneliusplatz
Verkaufte sich schon mancher liebe Schatz.

Das beste ist die Altstadt, Klein-Paris,
Das Wellem auf dem Hotteperd uns liebt.
Hier gab es Heine, Insemann und Griebbe
Und Schneider Wäbbel mit der großen Kloppe.



Zeichnung
Sinnwastenberg

Die Wurstmaschine der Bürokratie

an der DÜSSEL

Das ist die eine Seite. Nun zur andern,
Wo in dem Sumpf die Krötechte wandern.
Hier siedelte sich bald der Hofkuch an,
Weil er auf fette Happen hoffen kann.

Die großen Röhren werden hier gebaut,
Durch die der kleine Mann so oft geschaut.
Dem Pensler-Meyer schockte DKW
ein Auto für das rote Blut im Schnee.

Die Leute sind hier wundervoll gekleidet,
Den Armen haben sie die Stadt vertheidet.
Sie leben in dem Banker eingesperrt,
Weil Armut heute sich nicht mehr gehört.

So steht es, und das Leben wäre härter,
Gib's nicht noch immer Volksverleier.
Doch wird es unauffällig stetig besser.
Denn endlich wohnt in Düsseldorf auch
Moritz Messer.

Düsseldorf an der Düssel

Die Stadt von Ata, Imi und Persil
liegt nicht an Mississippi, Oder, Nil,
jedoch am wunderschönen deutschen Rhein,
und Heine wollte hier geboren sein.

Er ließ sich an dem Orte nicht begraben,
weil sie ihn vorher noch vertrieben haben.
Sie kauften ihm, mit Düsseldorfer Charme,
als Monument ein Mädchen ohne Arme.

Hier ist dir alles teuer: Kleider, Schuh -
Europas Tochter gibt den Löwensenf dazu.
An Kö, Kom(m)ödchen und Corneliusplatz
verkaufte sich so mancher teure Schatz.

Das beste ist die Altstadt, Klein-Paris,
das hoch zu Roß Jan Wellem hinterließ.
Hier gab es Heine, Immermann und Grabbe
und Schneider Wibbel mit der großen Klappe.

Hier lebten die Neandertaler nicht.
Hier war nur Sumpf und drüber grünes Licht.
Und da uns Chlor im Wasser wenig schmeckt,
hat Köbes hier das Düssel-Bier entdeckt.

Das ist die eine Seite. Nun zur andern,
wo in dem Sumpf die Krokodile wandern.
Hier siedelte sich bald der Haifisch an,
weil er auf fette Happen hoffen kann.

Die großen Röhren werden hier gebaut,
durch die der kleine Mann so oft geschaut.
Dem Panzer-Meyer schenkte DKW
ein Auto für das rote Blut im Schnee.

Die Leute sind hier wundervoll gekleidet,
den Armen haben sie die Stadt verleidet.
Die sind nicht mehr in Bunkern eingesperrt,
weit Armut heute sich nicht mehr gehört.

So steht es, und das Leben ist ganz heiter,
befindet man sich oben auf der Leiter.
Doch wird es unaufhaltsam immer besser:
Und endlich. kriegt der Haifisch auch sein Messer.

Mai 1955

Düsseldorf an der Düssel

Die Stadt von Altes
Lied und Perle
Siedelt an
Hessippi
o-der
Nilt
jedoch an
Hessippi
Kocher
Rhein
und
Kerne
Wille
Kocher
Erl
Teils
aus dem
Orte
mit be-
gra-
ben
Wel
die
im
vor-ber
nach ver-
imp
ben
ha-
bei-
Sie
kaufen
im
mit
Düssel-
der-
für
Chas-
me
als
Honi-
men
in
Hül-
den
an
Ar-

Heine contra Freund und Feind

»Einen Regenschirm! ich gebe / Sechsenddreißig Könige jetzt / Für einen Regenschirm!« ruft Heine in seinem Epos »Atta Troll«, während er im Regen mit einem Bärenjäger durch die Pyrenäen stapft, und noch einmal: »Einen Schlafrock! Sechsenddreißig Könige für einen Schlafrock!« Im Jahre 1841, als der »Atta Troll« begonnen wurde, bestand das Deutschland der großen Restauration aus 36 Staaten, und die wiederhergestellten Landesväter waren sich einig gegen ihre Kinder: Um sie ja gegen alle schädlichen Einflüsse selbständigen Denkens zu schützen, begannen sie 1835 im Frankfurter Bundestag den Kampf gegen die Schriftsteller des »Jungen Deutschland«. Laube, Gutzkow, Mundt, Wienbarg, Börne und vor allem Heine wurden nicht nur in einzelnen Schriften, sondern teilweise in allen vergangenen und zukünftigen Werken verfolgt, einige sogar mit Gefängnis bestraft. (1835 verbot man in Hanau die 12bändige Luxusausgabe von Goethe!)

Dieser Kampf ist der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert nicht gut bekommen. Andere Literaturen mit festerer Basis, mögen durch Verfolgung feiner, listiger, stärker geworden sein. Die deutsche war nicht so glücklich. Sie befand sich in einem tastenden Übergangszustand. Sie mußte das Leichengift der Romantik in sich überwinden, sie mußte die Gesellschaft regenerieren, sie hatte schwierige politische und artistische Aufgaben vor sich: Die Nation benötigte eine realistische Gestaltung der modernen Zivilisation, die zu schaffen war. Den Dichtern wurde der Mund verboten. Blieben sie da, so standen sie unter scharfer Kontrolle, gingen sie weg, so verloren sie den Boden unter den Füßen, gerieten in den Strudel des Exils. Paris wimmelte damals von Deutschen. Über ihr Schicksal berichtet der Literat Beurmann, der zeitweilig als Agent für Österreich arbeitete, sachlich und kühl: »Da sie nicht zu leben haben, so fressen sie sich im eigentlichen Sinne des Wortes

einander auf oder quälen sich durch gegenseitige Vexationen zu Tode.« Deutschland war so rückständig, daß die Kämpfe, die da geführt wurden, selber anachronistischen Charakter bekamen. Mit den überholten deutschen Jakobinern, den antisemitischen Liberalen, den deutsch-tümelnden Parteigängern einer unbestimmten Freiheit, den Handwerksgelesen war auf lange Zeit kein Staat zu machen. Auch die schlagenden Studenten und schwärmenden »Freunde« waren gefährlich.

Um durch diese Klippen das zerbrechliche Gebilde der Poesie zu steuern, dazu brauchte es die Genialität eines Heine. Heine, von Sehstörungen, Kopfschmerzen und Lähmungen geplagt, von Geldsorgen verfolgt, von Intrigen umstrickt, führte unaufhörliche Fehden um das Wort, das man ihm abzuschneiden drohte. Nur voll Bitterkeit und Trauer kann man mit ansehen, wie der Gedanke an den Zensor, an die Verbote und Kontrollen, an die Mißverständnisse des Publikums Heines Konzeption herabstimmten, ja verstimten.

Zu einem Gedicht, das in Leipzig die Zensur der »Eleganten Welt« nicht passiert hat, schreibt Heine am 28.2.1842 seinem Verleger Campe: »Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschläge, wie würden die Leute erschrecken!« Im Januar 1842 hatte die preußische Regierung den Verlag Campe verboten. Campe war im Unglück geschäftstüchtig genug, um der Vorrede Heines zu den »Französischen Zuständen« die Schuld zu geben. Dort steht allerdings der herrliche Satz: »Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Allianz der Nationen kommt zustande ...« – aber Campe hatte das Vorwort verstümmeln lassen und war froh, seine Skrupel abzuwälzen. In Wirklichkeit erging das Verbot für die Publikationen von Dingelstedts »Lieder einer kosmopolitischen Nachtwächters«. In den ersten Maitagen

1842 brannte Hamburg nieder (Campe war versichert), und die preußische Regierung hob ihr Verbot bei dieser passenden Gelegenheit wieder auf. Als Dingelstedt, dem der Oberlehrerrock in Kassel und Fulda zu eng war, 1841 nach Paris kam, schrieb ihm Heine das Gedicht »Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris«: »Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen, / Du kamst so verstört einhergerannt! / Wie geht es daheim den lieben Meinen, / Ist schon befreit das Vaterland?« Die Antwort sagt genug über die deutsche Misere: »Nur in der Tiefe des Gemütes / Ein deutscher Mann die Freiheit trägt« »Und wird uns der ganze Verlag verboten, / So schwindet am Ende von selbst die Censur.« Am 27. Januar 1842 war es, daß Kühne das Gedicht mit anderen abdrucken wollte, was die Zensur zu verhindern wußte. Glossys »Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz« enthalten einen Bericht vom 3. Februar aus Leipzig Empörung, Proteste und Petitionen. Kühne las Heine-Gedichte vor, die von der Zensur verstümmelt und verändert waren. Der »Nachtwächter« wurde aber als Flugblatt gedruckt.

Das Gedicht für Dingelstedt erschien dann 1844 mit zehn anderen (darunter »Schlage die Trommel« und »Die armen Weber« im Pariser »Vorwärts«, Preußen ließ keine Ruhe und erreichte im Januar 1845 die Ausweisung der Redakteure Ruge, Marx, Herwegh, Börnstein und Bakunin. Bernays war gerade in Hat. Heine konnte nicht ausgewiesen werden, da er als geborener Rheinländer Aufenthaltsrecht in Frankreich besaß.

Das war nach dem Verbot der »Deutsch-Französischen Jahrbücher« (von denen 1844 zwei Hefte erschienen). Heine gab dazu »drey Spottgesänge auf Ludwig von Bayern, das Sanglanteste was ich je geschrieben« (Brief an Campe, 29.12.1843). Sie geben in der Tat ohne Visier die Kühnheit, die große satirische Kraft, den Witz und Spott Heines, seine geistige Überlegenheit wider. Hier und in den »Vorwärts«-Gedichten konnte er einmal frei arbeiten, politisch aussprechen.

Was er mit diesen Versen anrichtete, zeigen »Die Weber« (»Vorwärts«, 10. Juli 1844). »Heine kein Gemüt!« – ruft Börnstein, sein alter Widersacher vom Vorwärts, in einer Besprechung – »er hat zuviel Gemüt und eben dieses ist es, was ihn so oft den Angriffen seiner Feinde Blößen geben ließ. Hätten wir nur noch zwei Dichter wie Heine, die so gewaltig auf Deutschland gewirkt, die eine solche Revolution in Styl, Schreibart und Gesinnung hervorgebracht hätten wie er, es wäre ganz gut.« Schon im November wurde in Preußen ein Flugblatt konfisziert mit diesem Weberlied, eine, wie der Minister des Innern von Arnim berichtet, »in aufrührerischem Tone gehaltene und mit verbrecherischen Äußerungen angefüllte Ansprache an die Armen/ Der den letzten Groschen von uns erpreßt/ und uns wie Hunde erschießen läßt – / Wir weben, wir weben!« Der Bericht besagt: ein Arbeiter fand vier Pakete mit diesem Druckblatte und las sie in einer Schenke vor. Die Blätter wurden verteilt und sodann in anderen Schenken verlesen. Campe in Hamburg war von dieser Produktion wenig erbaut. »Atta Troll«, jener »Tanzbäry, »kein Talent, doch ein Charakter«, mit dem Heine »das absichtliche Gegenteil von aller Tendenzpoesie« vorhatte, wurde im Oktober 1842 dem Baron von Cotta für das »Morgenblatt« in München angeboten. Cotta konnte als Verleger der »Allgemeinen Augsburgers Zeitung«, für die Heine 1831 nach Paris gegangen war, wohl Interesse dafür haben. Als Laube ihm aber im November mitteilte, daß er die »Zeitung für die Elegante Welt« übernommen habe, ging Heine sofort, ohne Rücksicht auf Verluste, zu ihm über: »Es ist nämlich, unter uns gesagt, das Bedeutendste, was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung ...« Vierzehn Tage später geht das Poem ab: »Ich habe in der zweiten Hälfte versucht, die alte Romantik, die man jetzt mit Knüppeln totschiagen will, wieder geltend zu machen, aber nicht in der weichen Tonart der frühen Schule, sondern in der kecksten Weise

des modernen Humors, der alle Elemente der Vergangenheit in sich aufnehmen kann und aufnehmen soll.«

Das Werk ist für Heine auch deshalb wichtig, weil es nach der aufregenden Kur im Pyrenäenbad Cauterets, nach dem Duell um die »Ohrfeigenlüge« und seiner überraschenden Heirat mit Mathilde Mirat entstanden war. Laube beanstandet sogleich »Unflätereien« im Atta Troll. Heine solle seine Ratschläge annehmen, er kenne Deutschland nicht mehr! Heine stimmt zu, nimmt später aber in der Buchausgabe manches zurück, anderes nicht. Was er aber eher verschärft, sind die satirischen Adressen: »Ach! Es ist vielleicht das letzte/ Freye Waldlied der Romantik – / In des Tages Brand- und Schlachtlärm/ Wird es kümmerlich verhallen!« Heine setzt hinzu: »Jetzt wird der ganze Landsturm des Patriotismus über mich herfallen. Über meine Frivolität wird ja nur deshalb geklagt, weil ich nicht zu der parthey gehöre.« (28.11.1842)

In einem Brief vom 11.2.1843 gibt Heine zu verstehen, wie sein Gedicht in der Konzeption behindert war: »Sie haben gut reden, der Mangel an Zusammenhang im Gedichte, das Zerstückte, ist eine Folge der ursprünglichen Beschränkung: hätte ich nicht von vornherein die Absicht gehabt, das Gedicht in einem zahmen Journal abdrucken zu lassen, wäre die Persiflage der Zeitideen prägnanter hervorgetreten. Jetzt fühle ich das Bedürfnis, diesem Mangel in einem späteren Buchdruck abzuhelpen ...«

Am 21. Oktober 1843 schreibt Heine an Hebbel eine Visitenkarte: »Ich reise heute nach Deutschland und sehe Sie erst in sechs Wochen wieder.« Die Frucht dieser Reise nach zwölf Jahren ist »Deutschland. Ein Wintermärchen«. »Meine Gedichte, die neuen«, schreibt er am 20.2.1844 an Campe, »sind ein ganz neues Genre, versifizierte Reisebilder, und werden eine höhere Politik athmen als die bekannten politischen Stänkerreime ... Dieses Gedicht wird den hohen Herren Schrecken einjagen – denn sie sehen, wessen ich fähig bin, wenn ich will. Aber Sie, liebster

Campe,« beeilt er sich zu beschwichtigen, »wissen doch, daß ich der höchsten Mäßigung gleichfalls fähig bin, wo eingelenkt werden muß im Interesse Ihres Verlags.« Nun beginnt das Drama der Publikation. »Von Censur kann gar nicht die Rede seyn,« schreibt er am 17.04.1844 an Campe und kündigt das Gedicht »mit vollem Vertrauen« an. Er weiß: »Es ist politisch-romantisch und wird der prosaisch-bombastischen Tendenzpoesie (der Dingelstedt, Herwegh, Freiligrath und von Fallersleben, d. Verf.) hoffentlich den Todesstoß geben. Sie wissen, ich prahle nicht, aber ich bin diesmal sicher, daß ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird als die populärste Broschüre und das dennoch den bleibenden Werth einer klassischen Dichtung haben wird.«

Er fragt, ob man es mit dem vervollständigten »Atta Troll« zusammengeben soll. Es geht darum, den Bogen zu überschreiten und damit die Zensur zu vermeiden. Er erklärt noch einmal am 3. Mai: »Mit Censur kann es nicht gedruckt werden, obgleich ich bey der Durchsicht noch die grellsten Stellen strich. Ihretwegen, auch Ihretwegen bey der Conzeption mich zügelte und gewiß auch noch jetzt ein Übriges thäte.« Heines Vorschlag, das Werk als Teil der längst fälligen »Neuen Gedichte« herauszugeben, ist politisch wie geschäftlich klug, der »Atta Troll« können dann in Ruhe vollendet werden.

Im gleichen Brief sagt Heine, daß er über Laube geweint habe wie ein Kind. Laube war »infam schmähend« in der »Eleganten Welt« vom 17.4.1844 über die Ludwig-Gesänge in Marx-Ruges »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« hergefallen: »Was an Versen beigesteuert ist, macht uns schamrot vor dem Auslande, denn was ist Blasphemie ohne Geist und Witz.« Laube war Heines erster literarischer Freund gewesen – hier kam er nicht mehr mit, der deutsche Horizont hatte sich zugezogen.

Nun kam aus Leipzig Campes Klagebrief vom 20.5.: Wie Heine ihn abschlichten wolle, wie die Behörde nur noch

Kochbücher und Predigten ungeschoren lasse, wie man zwar 21 Bogen unzensuriert freigebe, dann aber konfisziere und womöglich einzelne Blätter umdrucken lasse – kurz »eine Freiheit zum Lachen«. Man dürfe jetzt das Schicksal der Gesamtausgabe nicht untergraben: »Ich meine nicht beim Publicum, sondern bei den Regierungen!«

Heine antwortet am 5. Juni: »Sobald ich Ihren Brief erhielt ... ging ich das Mspt meines Gedichtes noch einmal gewissenhaft durch, schrieb ganze Capitel um (verbürgt! d. Verf.), änderte was nur zu ändern möglich war, und noch zum zweiten Mal! machte ich Ausmerzungen, deren Spur Ihnen nicht entgehen wird. Aber in dieser Gestalt kann ich nichts mehr ändern und Sie werden durch die Lektüre sich überzeugen, daß das Gedicht jetzt so zahm ist und für Sie nichts mehr von oben herab riskirt wird. Ich aber riskire wieder von unten herauf mißverstanden zu werden, wie bey frühen Publikationen, wo ich mich) leider auch von Ihnen zu allzu ängstlicher Zahmheit bereden ließ.«

Hier haben wir die ganze Misere. Gemeint ist das Börne-Buch, in dem bis heute bestimmte Stellen noch fehlen, da sie auch nach Heines Tod nicht herauskamen. Die »Herrlichen Zeiten« des Zweiten Reiches ließen das nicht zu.

Heine wartet wochenlang auf Antwort. Er muß zur Kur in die Schweiz. Endlich schreibt Campe am 10. Juli: »Sie werden viel für dieses Gedicht zu leiden haben ... Nicht zu gedenken, daß Sie den Patrioten neue Waffen gegen sich in die Hände geben und so die Franzosenfresser wieder in die Schranken rufen, auch die Moralisten werden über Sie herfallen ... Wahrlich, ich habe nie so bei einem Ihrer Artikel geschwankt als eben diesem, nämlich was ich tun oder lassen soll.«

Heine fürchtet das Schlimmste, gibt seine Schweizer Kur auf und fährt am 20. Juli über Le Havre nach Hamburg. Von dort meldet er leidend, aber heiter seiner Frau am 11. September: »Meine neues Buch ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen herausgegeben.« Die Zeit bis zu

seiner Rückreise am 9. 10. gebraucht er, um wie ein Partisanengeneral feindliche und freundliche Presse auf sein Gedicht vorzubereiten.

Der Erfolg war ungeheuer. Binnen sechs Wochen kam die zweite Auflage. Die Leser wußten nicht, was ihnen vor-enthalten war. Um die Wahrheit zu schreiben, war eine List nötig, die der Feind dem Dichter zur Fratze machen konnte, und die selbst die Freunde nicht mehr durchschauten. Ihnen mußte das entstellte Kunstwerk genügen. Es war immer noch derart, daß Plücker an Varnhagen schrieb: »Er ist wahrlich der Alte geblieben in voller Kraft und mit einer Sorte Witz, von dem die Haut heruntergeht. Er ist ein originelles Genie, und schont nichts – zwei gewaltige Eigenschaften, aber sie setzen das Individuum so ziemlich hors de la loi.« Außerhalb des Gesetzes von Unterdrückern ist Heine bis heute geblieben.

<Von kaukasischen Lichtbeeten>

Von kaukasischen Lichtbeeten,
vom schwarzen Stein der Hänge
kam dein Auge zu mir.
O süße Zwillinge, Augenweide,
sanfte Mulde zwischen den Hügeln.
Und die schöne Waage deiner Hüften
pendelt ein Glück mir zu,
das ich sehend empfangе.

3. Mai 1956



Lizzie Hoseney, Lindabüchlein

Die große Worteschlinge

Moritz Messer

Warten ist das halbe Leben

*Habt ihr denn nicht miteinander das Gefühl,
daß wir schon alle viel zu lange warten?
Man sprach davon, die Erde sei ein Garten,
Da warte dräng' sich sprachlos das Gewühl,
indessen oben, aus dem Carren Eden,
die andern mit geist'ler Stimme reden:
Nur nicht so drängeln. Es kommen alle dran!
Aber wann? Aber wann?*

*Habt ihr denn nicht miteinander etwas Lust,
die Erde zu befreien von großen Tieren?
Ist es so schwer, das endlich zu kopieren?
Adam und Eva haben's schon gemacht:
Die Schlinge wird auch nur so lange weiden,
bis ihr sie abschafft. Darum sollt ihr sprechen:
Nur richtig drängeln. Dann kommen alle dran.
Aber dann! Aber dann!*

Warten ist das halbe Leben

Habt ihr denn nicht mitunter das Gefühl,
daß wir schon alle viel zu lange warten?
Man sprach davon, die Erde sei ein Garten.
Da unten drängt sich sprachlos das Gewühl,
indessen oben, aus dem Garten Eden,
die andern mit geölter Stimme reden:

Nur nicht so drängeln. Es kommen alle dran!
Aber wann? Aber wann?

Habt ihr denn nicht mitunter etwas Lust,
die Erde zu befreien von großen Tieren?
ist es so schwer, das endlich zu kapieren?
Adam und Eva haben's schon gewußt:
Die Schlange wird euch nur so lange stechen,
bis ihr sie abschafft. Darum sollt ihr sprechen:

Nur richtig drängeln. Dann kommen alle dran.
Aber dann! Aber dann!

Juli 1956



DIE GROSSE HOFFNUNG

Moritz Messer

Grün ist die Hoffnung - rot die Liebe

*Man sagte euch: Laßt alle Hoffnung fahren,
Die Erde ist ein großes Lammertal,
Ihr seid umstellt von Schrecken ohne Zahl,
Und in die Hölle trieb man euch zu Paaren,
So war es immer! bläse man euch ein,
Und doch, und doch — wenn es euch überlele:
Habt ihr denn keine Lust, im Glück zu sein?
Ihr seid viele.*

*Und woller regt ihr emsig Arm und Bein
Und zielt so woller, ins Land oder flüchend,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und eure Herren kamen überein:
Das wahre Glück für euch sind ihre Waren,
Und doch, und doch — ihr müßt nicht unterliegen,
Laßt nicht so eilig alle Hoffnung fahren,
Laßt sie fliegen!*

Grün ist die Hoffnung - rot die Liebe

Man sagte euch: Laßt alle Hoffnung fahren,
die Erde ist ein großes Jammertal.
Ihr seid umstellt von Schrecken ohne Zahl,
und in die Hölle trieb man euch zu Paaren.
So war es immer! bleute man euch ein.

Und doch, und doch - wenn es euch überfiele:
Habt ihr denn keine Lust, im Glück zu sein?
Ihr seid viele.

Und weiter regt ihr emsig Arm und Bein
und zieht so weiter, lachend oder fluchend,
das Land der Grieben mit der Seele suchend.
Und eure Herren kamen überein:
Das wahre Glück für euch sind ihre Waren.

Und doch, und doch - ihr müßt nicht unterliegen.
Laßt nicht so eilig alle Hoffnung fahren,
Laßt sie fliegen!

August 1956



Zeichnung: Ebert

Gerd Semmer

DENN DAS WORT WARD FLEISCH

*Es kam das Kind in unsere Welt,
Um die war es nicht zum besten bestellt.
Die armen Leute und Weisen eilten sofort
Aus Ost und West, zu hören das neue Wort.*

*König Herodes hatte es kaum vernommen,
Da kam er schon mit hundert frommen
Kriegern, um alle Kinder zu schlachten,
Die ihm etwa nach dem Leben trachteten.*

*Der Mutter hat früh davon geträumt.
Der Vater hat den Esel aufgezäumt.
Sie flüchteten das Kind nach dem Süden.
Das neue gefährliche Wort hieß – Frieden.*

Und das Wort ward Fleisch

Es kam das Kind in unsere Welt,
um die war es nicht zum besten bestellt.
Die armen Leute und Weisen eilten sofort
aus Ost und West, zu hören das neue Wort.

König Herodes hatte es kaum vernommen,
da kam er schon mit hundert frommen
Kriegern, um alle Kinder zu schlachten,
die ihm etwa nach dem Leben trachten.

Die Mutter hat früh davon geträumt.
Der Vater hat den Esel aufgezäumt.
Sie flüchteten das Kind nach dem Süden.
Das neue gefährliche Wort hieß – Frieden.

1. Oktober 1956

Lesebuchstück vom Dr. Martin Luther

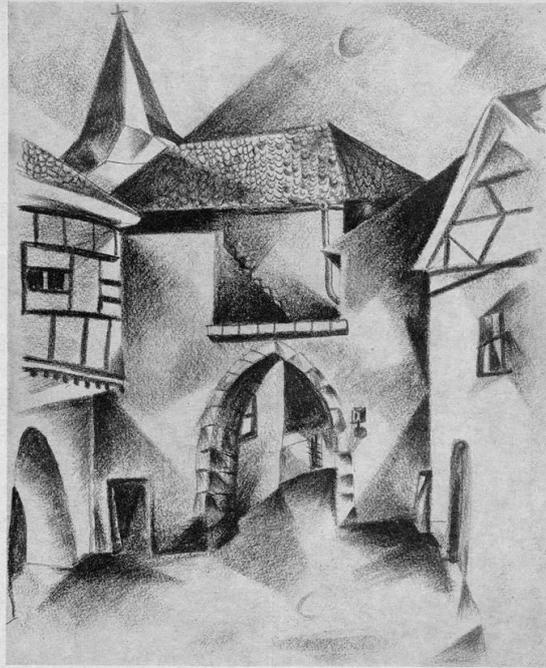
Als Doktor Martin Luther noch klein war
und einmal in der Küche allein war,
entführte er heimlich aus dem Schrank
eine Nuß. Er hatte des keinen Dank.

Als Herr und Frau Luther nach Hause kamen
und betrogen waren von ihrem Samen
um eine Nuß - da schlugen sie gut,
sie schlugen den Knaben bis aufs Blut.

Der kleine Doktor Martin Luther,
verprügelt von seiner lieben Frau Mutter
erzüchtigt in der Furcht des Herrn,
er hatte auch später die Rute gern.

Als einst die Bauern zu frei geworden,
da rief er: Man soll sie alle hinmorden.
So sollen wir Gott fürchten und lieben,
daß wir uns bücken unter seinen Hieben.

13. Oktober 1956



Zeichnung: Bezzera

Moritz Messer **Kleinstadt am Heiligen Abend**

*Das ist die gutwohlgefällige kleine Stadt,
Wo jeder von jedem stets alles erfahren hat.
Am Heiligen Abend scheint sie wie unbewohnt,
Über ihr Kopfsteinpflaster wankt halbseitig
nur der Mond.*

*Zwar in dunklen, schiefen Mauerrecken,
Wo Bürger spät das genossene Bier verstecken,
Da führen heimliche Türen in Hintergründe,
Wem aber wird sie am Heiligen Abend schmecken,
die Sünde?*

Kleinstadt am Heiligen Abend

Das ist die gottwohlgefällige kleine Stadt,
wo jeder von jedem stets alles erfahren hat.
Am Heiligen Abend scheint sie wie unbewohnt.
Über ihr Kopfsteinpflaster wankt halbsatt
nur der Mond.

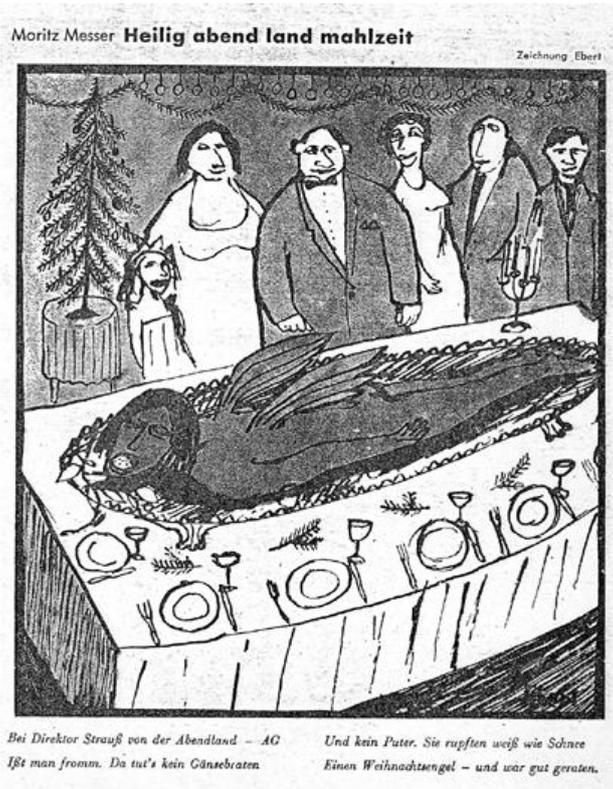
Zwar in dunklen und schiefen Mauerecken,
wo Bürger spät das genossene Bier verstecken,
da führen heimliche Türen in Hintergründe.
Wem aber wird sie am Heiligen Abend schmecken,
die Sünde?

Dezember 1956

Heilig-abend-land-mahl-zeit

Bei Direktor Strauß von der Abendland-AG
ißt man fromm. Da tut's kein Gänsebraten
und kein Puter. Sie rupften weiß wie Schnee
einen Weihnachtsengel – und war gut geraten.

Dezember 1956



Zeichnung Becerra



Moritz Messer

**WILLST
DU
MICH
MORDEN?**

*Es gibt noch immer ein paar fromme Herrn,
Die wünschen viele Kinder: etwa vier.
Sie haben ihre eigene Gattin gern
Und wünschen darum diese Kinder mir.*

*Für soviel Kinder fehlt mir noch die Zeit,
Sie kommen eben nicht auf diese Welt!
Ich muß für eins zur Arbeit, tut mir leid,
Hab' ich mal Zeit, so fehlt es mir an Geld.*

Um den § 218

Es gibt noch immer ein paar fromme Herrn,
die wünschen viele Kinder: etwa vier.
Sie haben ihre eigene Gattin gern
und wünschen darum diese Kinder mir.

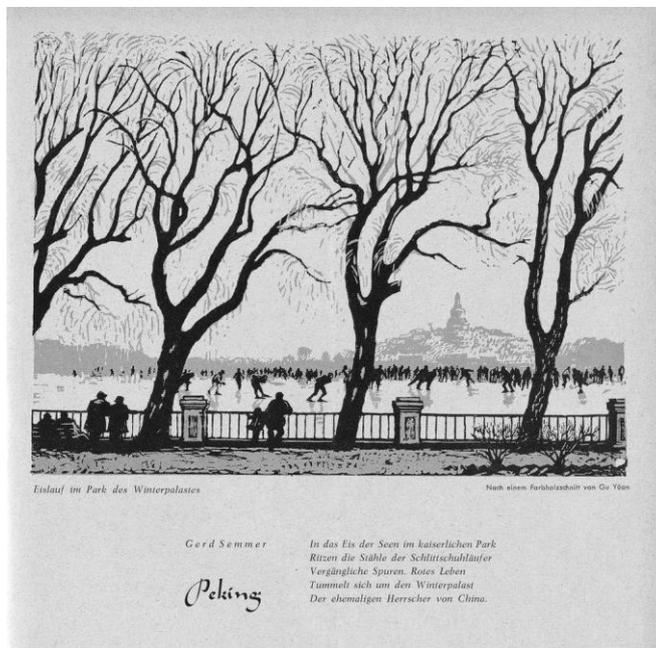
Für soviel Kinder fehlt mir noch die Zeit.
Sie kommen eben nicht auf diese Welt!
Ich muß für eins zur Arbeit, tut mir leid,
hab ich mal Zeit, gleich fehlt es mir an Geld.

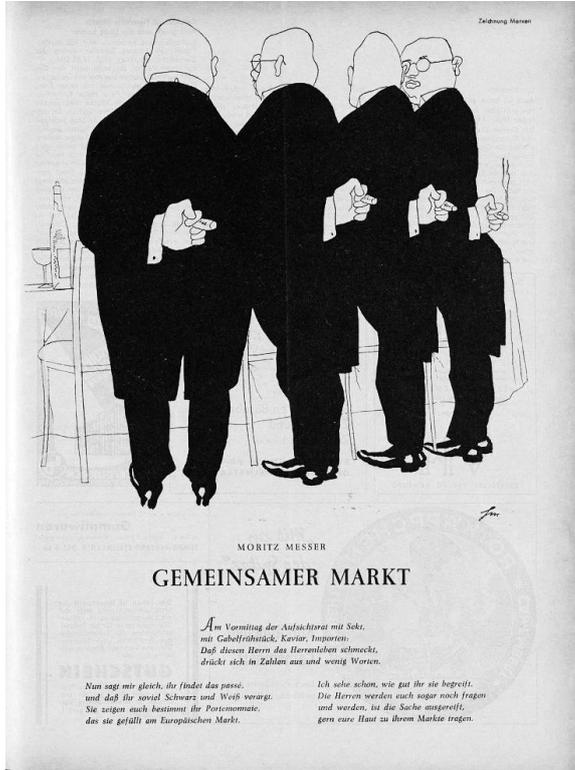
Januar 1957

Peking

In das Eis der Seen im kaiserlichen Park
ritzen die Stähle der Schlittschuhläufer
ihre vergänglichen Spuren. Rotes Leben
tummelt sich um den Winterpalast
der ehemaligen Herrscher von China.

28. Januar 1957





MORITZ MESSER
GEMEINSAMER MARKT

*Am Vormittag der Aufsichtsrat mit Sekel,
 mit Cabellfrühstück, Kaviar, Importen:
 Daß diesen Herrn das Herrenleben schmückt,
 drückt sich in Zahlen aus und wenig Worten.*

*Nun sagt mir gleich, ihr findet das passé,
 und daß ihr soviel Schwarz und Weiß vorzugt.
 Sie zeigen euch bestimmt ihr Portemonnaie,
 das sie gefällt am Europäischen Markt.*

*Ich sehe schon, wie gut ihr sie begetzt.
 Die Herren werden auch noch nach fragen
 und werden, ist die Sache ausgereift,
 gern eure Haut zu ihrem Markte tragen.*

Gemeinsamer Markt

Am Vormittag der Aufsichtsrat mit Sekt,
mit Gabelfrühstück, Kaviar, Importen:
Daß diesen Herrn das Herrenleben schmeckt,
drückt sich in Zahlen aus und wenig Worten.

Nun sagt mir gleich, ihr findet das passé,
und daß ihr soviel Schwarz und Weiß verargt.
Sie zeigen euch bestimmt ihr Portemonnaie,
das sie gefüllt am Europäischen Markt.

Ich sehe schon, wie gut ihr sie begreift.
Die Herren werden euch sogar noch fragen
und werden, ist die Sache ausgereift,
gern eure Haut zu ihrem Markte tragen.

März 1957



Zeichnung Beatrix

Gerd Semmer **ATOM-DÄMMERUNG** *

*Achtzehn Professoren durchleuchten
das tobende Schweigen der Schalttafel,
aufgereiht von bezahlter Juwaille
um den Massenmordplan.*

*Aber meine Herren, was geht denn Sie das an?
Sie glauben, daß man einfach heretreden kann?
Das ist doch Politik, wovon Sie nichts versteht!
Mund halten, weiterforschen!
Sie sind gar nicht gefragt!*

Keine Diskussion! Weitergeht!

*Seit Generationen wuschen sie
die Hände in reiner Wissenschaft. Die Folgen
haben sie nie gewollt. Endlich
machen achtzehn den Mund auf, Männer
zeigen Herz.*

*Aber meine Herren, was geht Sie die Folgen an?
Sie glauben, daß man einfach heretreden kann?
Machen Sie Ihre Arbeit, wovon Sie was versteht!
Haben Sie denn kein Berufsethos?
Sie sind außerdem gar nicht gefragt!*

Keine Diskussion! Weitergeht!

*„Ihre Kinder an sich drückend
sehen die Mütter und
durchbrochen argewill den Himmel
nach den Erfindungen der Gelehrten.“*

*Aber meine Herren, was geht Sie die Kinder an?
Sie glauben, daß man einfach heretreden kann?
Das ist unsere Politik, wovon Sie nichts versteht!
Überlassen Sie das den Fachleuten!
Es wird geschlossen!*

Keine Diskussion! Atzemandergeht!

Atom, Atom, es dämmert

*Atomgedicht 57**

Achtzehn Professoren durchbrachen
das tobende Schweigen der Schallmauer,
aufgebaut von bezahlter Journaille
um den Massenmordplan.

Aber meine Herren, was geht denn Sie das an?
Sie glauben, daß man einfach hereinreden kann?
Das ist doch Politik, wovon Sie nichts verstehen!
Mund halten, weiterforschen!
Sie sind gar nicht gefragt!
Keine Diskussion! Weitergehn!

Seit Generationen wuschen sie
die Hände in reiner Wissenschaft. Die Folgen
haben sie nie gewollt. Endlich
machten achtzehn den Mund auf, Männer
zeigten Herz.

Aber meine Herren, was geht Sie die Folgen an?
Sie glauben, daß man einfach hereinreden kann?
Machen Sie Ihre Arbeit, wovon Sie was verstehen!
Haben Sie denn kein Berufsethos?
Sie sind außerdem gar nicht gefragt!
Keine Diskussion! Weitergehn!

»Ihre Kinder an sich drückend
stehen die Mütter und
durchforschen angstvoll den Himmel
nach den Erfindungen der Gelehrten.«

Aber meine Herren, was gehen Sie die Kinder an?
Sie glauben, daß man einfach hereinreden kann?

Das ist unsere Politik, wovon Sie nichts versteht!
Überlassen Sie das den Fachleuten!
Es wird geschossen!
Keine Diskussion! Auseinandergehn!

15. April 1957

*Mit einem Brecht-Zitat

La Patrie est en Danger*

Im dunklen Moos Signale deiner Augen,
Im Rücken Tannicht und von deinen Händen
Grünfingerndes Geflecht um meine Lenden,
Hautangeschmiegt ein Drängen, Suchen und Saugen

Wir schlangen uns, wie uns der Wald verschlang,
Unwiderstehlich zog es mich hinein,
Dein weißes Fleisch um mein behaartes Bein
Vollbrachte langsam wiegenden Überschwang

Am Boden duftet sonnenheißer Farn,
Aus allen Poren strömte Tau der Nacht,
Da haben wir die Liebe süß gemacht,
Da hielten wir uns, reife Frucht, im Arm.

Ein Tropfen nur auf einen heißen Stein,
Er rann und rann, verrann doch nicht im Sand:
Da haben wir uns wieder neu erkannt.
Es war im Freien und soll Sünde sein.

Im Freien, warnt man uns, weht böse der Wind!
Nur deine Stimme läutete in mir,
Und der gestirnte Himmel über dir
Hat angeschaut, wie wir vergangen sind.

Der Mensch verkommt vor lauter Vaterland.
Als ich ohn' Zeit in deinem Schoße lebte,
Als unter unserer Lust die Erde bebte,
Erkannte ich das einzige Mutterland.

**Am 14. Juli 1957 beging die Vierte Republik zum letztenmal den französischen Nationalfeiertag. Ein Sonntag. Morgens defilierten 2000 Fallschirmjäger aus Algerien hinter ihrem*

Massu durch den Arc de Triomphe, abends machten sie blutige Jagd auf Nordafrikaner in den Kneipen der östlichen Arbeiterviertel. »Das Vaterland ist in Gefahr« – in diesem Zeichen siegte die Erste Republik von 1792. Diesen Spruch ausbeutend, ließ der General de Gaulle sich von einer Truppe, deren Verbrechen inzwischen bekannt geworden sind, zum Retter des Vaterlandes ausrufen.

Die beherrschte Natur

Die Teufel der Kathedralen
und sonst noch allerhand
Feuer- und Wasserspucker
nahmen wir von der Wand
und sperrten sie in Motoren
und Apparaten ein:
Da hörst du sie rumoren,
als litten sie Höllenpein.

Sie saufen da kein Wasser,
nur scheußliches Benzin.
Das ist für die armen Teufel
keine bessere Medizin.
Sie rächen sich da gründlich
für die angetane Schmach:
Sie stinken boshaft und machen
Tag und Nacht einen Höllenkrach.

Paris, 23. Juli 1957

Den Reisegeossen

Sie studieren Marx und Lenin,
wie sie das Kursbuch studieren.
Und sie wundern sich,
daß die Anschlußzüge zur Weltrevolution
einfach nicht kommen.

Ja, meine Herren Revolutionäre,
die Geschichte ist kein D-Zug.
Es wird Ihnen sehr guttun,
sie von Grund auf anders zu sehen.

Studieren Sie vielleicht Marx und Lenin.
Da können Sie was lernen.
Bonne chance.

Paris, 3. August 1957

Meinem Briefträger

Die Taube stand im Blau, und bald darauf
trat zu der Jungfrau der himmlische Bote.
Den Hirten im Feld ging der Himmel auf,
ein großes Licht, das sie nicht bedrohte.

Die Freudenbotschaft war für jedermann!
Sie ist nicht ganz bis zu uns gekommen.
Es hielt sie wohl unterwegs einer an,
und der hat sich etwas herausgenommen.

Die Himmelsboten sind heut bei der Post,
die Engel stehen als dienstbare Geister
an Schaltern und Theken für Lohn und Kost
und werden dank Gewerkschaft langsam dreister.

Mein Bote bringt mir Briefe aus Berlin -
ich will nicht sagen, das sei aus dem Himmel,
von drüben also - noch ist alles drin:
Es schnoberte dran ein amtlicher Schimmel.

Ach lieber Bote von der Post, ich bitt,
lies nicht nur die Karten, lies auch meine Zeitung!
Der Feind aber hört ganz woanders mit:
Es knacken oft die Herren in der Leitung.

Ihr Boten und ihr Engel dieser Welt,
ich bitt euch, der Leitung hineinzuniesen.
Wer sagt denn, daß die Herrschaft ewig hält?
Steht nicht herum vor gläsernen Paradiesen.

12. Januar 1958

Unsere Kinder

Wer denkt beim Lieben an den Rubikon!
Die armen Leute werden nicht gescheiter,
sie handeln groß, so wie Napoleon:
»Man engagiert sich und dann sieht man weiter.«
Ihr seid gekommen, und wir waren heiter.

Wir haben euch natürlich auch getauft.
Man lebt ja nicht mehr bei den lieben Heiden.
Doch seid ihr an die Kirche nicht verkauft -
in Kleinigkeiten muß man Streit vermeiden:
Nun mögen euch die Christenmenschen leiden.

Gleich habt ihr euer gutes Recht verlangt,
wir steckten euch das Futter in den Schnabel.
Ihr habt mit frohem Dasein euch bedankt.
Wir lehrten euch das Essen mit der Gabel,
erzählten oft vom Swinegel die Fabel.

Inzwischen wachst ihr unbarmherzig auf,
du gehst im nächsten Jahr schon in die Schule.
Wir schauen an die Welt und ihren Lauf -
wo stehn die Lehrer in der Mörderkuhle?
Old Germany ist nicht Orplid noch Thule.

So macht die Liebe uns mitnichten blinder,
man engagiert sich, und da sieht man klar:
Das Leben schenkten uns die beiden Kinder,
und wird es schwer, es wird auch wunderbar
und ist zum Leben da, ganz offenbar.

14. Januar 1958

Sechs junge Autoren, meine Freunde

Zu den wirklichen Freuden eines Kulturredakteurs in der »Wochenzeitung« zählte ich die Entdeckung und Pflege junger Autoren. Davon möchte ich hier sechs Lyriker vorstellen, mit denen mich Freundschaft über das Ende der Zeitung hinaus verbindet. Gedichte in Zeitungen: Sie stehen da bei Gelegenheit von Feiertagen, als Kulturalibi oder als Füller. Es ist noch Platz, aber nicht genug für einen ausgewachsenen Artikel. Meldungen stehen auch nicht mehr, was tun? – »Noch'n Gedicht«, ist die stereotype Antwort, die ja wohl einiges über die zugebilligte Funktion der Lyrik aussagt. Wer selbst mit Lyrik zu tun hat, wird das nicht einfach hinnehmen, Das Persönlichste der Literatur, Lyrik, das Engagement an sich, sollte nicht dem Zufall des Umbruchs verdankt sein, wenn ein Blatt sich engagiert hat für die Agitation des Friedens, gegen bestimmte Tendenzen einer Gesellschaft, einer Regierungspolitik.

Die Lyrik hat es mit der Zeit zu tun, sie gehört also in die Zeitung. Dem Gesang nahe, fordert sie den Einsatz der ganzen Person. Sie ist die subjektive Aussage zu objektiven Sachverhalten und wird da am größten sein, wo sie der Zeit am nächsten ist. Für mich ist es kein Zufall, daß von Heine nicht die Lieder der Liebe überdauern, sondern seine satirischen und politischen Gedichte, und seit Heine ist die Entwicklung nur weitergegangen, über allen Gipfeln ist heute nicht mehr Ruh. Zeitungssachen sollen wie ein Schuß sein, auch das Gedicht in der Zeitung habe einen aktuellen Gegenstand, ein wichtiges Thema. Es soll aktivieren, eingreifen, sogar agitieren, es soll also nicht unverständlich sein, nicht allgemein und ausflüchtig. Sache des Künstlers ist es, das als Kunst zu machen. Denn das Gedicht ist kein Leitartikel, es mobilisiert die tieferen Schichten des Geistes; ohne irrational zu sein, geht es rationalistisch nicht einfach auf.

Zwischen den Klippen der Plattheit und der Unverständlichkeit ist das Gedicht hinzusteuern zum Ziel der Menschenherzen; so steht es für den Redakteur, so für den Autor. Aber, und das ist ein großes Aber: unsere Situation ist wesentlich komplizierter als die des jungen Goethe. »Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde«, so schön es wäre, ist nicht mehr unser Lied. Im Sportkabriolet, in der Tram, auf dem Moped schlägt uns das Herz nicht mehr so. Es gibt ferner eine Menge guter Lyrik seither, deren Anspruch besteht und die nebenbei epigonisch ganz heruntergewirtschaftet ist, zur Kunst gehört aber Neues. Zweitens haben sich die Schwierigkeiten erhöht durch die Verdinglichung, das heißt den Warencharakter, dem alle Produktion unterworfen worden ist«. Die Worte sind besetzt mit den Charakteren der Käuflichkeit, Dagegen sind seit den Expressionisten wachsende Schwierigkeiten der Verständlichkeit gesetzt worden. Ins Unverbindliche entzogen haben sich die Ästhetizisten, worauf »Noch'n Gedicht« natürlich eine Antwort ist. Kräftig dagegen gewütet haben Dadaisten und Surrealisten, vor allem in ihrer politischen Spielart, und für den engagierten jungen Dichter von heute, der mit Bewußtsein die Kunst und Gesellschaft vom Warencharakter befreien helfen will, ergeben sich daraus einige Methoden, die er lernen muß, die ganz generell in unseren Breiten- und Längengraden nicht umgangen werden können.

Als einige der wichtigsten Momente im modernen Gedicht möchte ich nennen: die Verbindung weit entfernter Begriffe zu neuen Bildern – aus der Spannung springt der Funke über (»Wolke in Hosen«, Majakowski): den Abbau der Metapher zugunsten des zu sich selbst gelangten Bildes – Gedanken werden beim Wort genommen (»Die Verbrechen gehen frech auf die Straße / und spotten laut der Beschreibung«, Brecht): Verschiebe-Effekte anstelle von Metaphorik (»das leichtentuch aus rotation und betrug / das du dir täglich kaufst/ in das du dich täglich wickelst«, Enzensberger);

Realität statt Symbol – Poesie in der Wirklichkeit suchen, nicht die Realität poetisieren (»Und der Haifisch, der hat Zähne / und die trägt er im Gedicht«, Brecht): Verfremdung durch Verbkonstruktionen und Satzbau (»Mit rauer Stimme ausrufend in Eile: / Für Mike!«, Brecht), durch Zitate und Banalisierung (»Hoch mit dem Blick zum Unendlichkeitskino«, Rühmkorf), durch inhaltliche Verfremdung wie Parodie und Ironie; die Reihung von Schocks lieber als Verbindlichkeiten, entsprechend den Zuständen, die Aufnahme technischen Vokabulars, Vertauschbarkeit durch präfabriziertes Wortmaterial (»sozialvieh stimmenpartner«, Enzensberger); den Gestus LS Prüfstein reimloser Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen (nicht rein gestisch: »Wirf das Auge von dir, das dich ärgert – gestisch: »Ärgert dich dein Auge, so wirf's von dir«). Das alles wird nicht äußerlich-artistisch angewandt, sondern notwendig künstlerisch-konkret, immer engagiert und konzentriert, nicht zerstreud und amüsierend. Das Gedicht ist keine Freizeitunterhaltung, sondern Teil des ganzen Menschen, der ganzen Existenz. Das Unbehagen vieler Zeitgenossen vor moderner Lyrik – Qualität natürlich vorausgesetzt – sollte nicht immer den Autoren angerechnet werden. Wie oft, wenn man die landläufigen Urteile über Gedichte hört, möchte man in den Ruf ausbrechen, der aus Wildwest kommt: »Es wird gebeten, nicht auf den Klavierspieler zu schießen, der Mann tut sein bestes!« In den folgenden Gedichten wird man einige der genannten Kennzeichnungen wiederfinden, mehrere von ihnen haben sich bereits in der »Wochenzeitung« bewährt, haben Verwunderung, ja Ärgernis hervorgerufen und bewiesen damit die Fähigkeit der Lyrik, die schockgeprüfte Haut der Zeitgenossen zu durchdringen.

Ça ira

Zum Jahrestag des Bastillesturms, am 14. Juli 1790, wurde auf dem Champ-de-Mars, dem Marsfeld, ein großes Fest gefeiert, das Fest der Föderation. Dazu waren große Erdarbeiten nötig. Die konservative Stadtverwaltung tat nichts. Da griffen die Vorstädte ein. Mit Musik und Fahnen zogen sie aus und planierten das Marsfeld. Ah! ça ira! sangen sie nach einer Tanzweise von Bécourt, einem Schlager der Gartenlokale: Es geht ran! Die Aristokraten an die Laterne! Alle Parteien wünschten ihre Gegner an die Laternen, die eben eingeführt waren. (Texte nach Pierre und Tiersot. Weise April 1790.)

Es geht ran!

Weise vom Nationalen Glockenspiel

Ah, das geht ran, das geht ran, das geht ran,
Die Aristokraten an die Laterne;
Ah, das geht ran, das geht ran, das geht ran,
Die Aristokraten, hängt sie dran!
Und wenn sie alle hängen, marsch,
Haut man ihn'n die Schippe vorn Arsch.
Ah, das geht ran, das geht ran, das geht ran ...

Ah, das geht ran, das geht ran, das geht ran,
Trotz Aristokraten und trotz diesem Regen;
Ah, das geht ran, das geht ran, das geht ran,
Werden wir auch naß, lange hält's nicht an.

Das rinnt nur so, rinnt nur so, rinnt nur so
In den Hals beim Heimweg vom Marsfeld;
Das rinnt nur so, rinnt nur so, rinnt nur so,
Ich bin naß bis auf die Haut – und froh.

Was macht's, naß zu werden, wenn ihr wißt,
Daß das für die Freiheit ist?
Wenn es regnete Hellebarden
Die mich durchnäßten und meine Kameraden,
Noch viel lauter schrie ich, ho:
Das rinnt nur so, rinnt nur so, rinnt nur so.

Die französischen Truppen werden geschlagen. Der König entläßt die Minister der Gironde und gibt sein Veto gegen die föderierten Truppen, die Paris verteidigen sollen. Das Volk nennt ihn Monsieur Veto und setzt ihm die rote Mütze auf. Da wird das Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt, das der Stadt »eine auf ewige Zeiten unvergeßliche Rache« androht. Sturmglocken. Dekret der Nationalversammlung: Das Vaterland ist in Gefahr! 10. August 1792 – die Pikenmänner von Marseille und Brest und die Sansculotten von Paris stürmen die Tuilerien. Der König und seine Familie werden im Temple gefangengesetzt. Davon erzählt die Carmagnole, ein Tanzlied mit vielen Strophen. (Liederblatt bei Frère.)

Die Carmagnole der Royalisten

Revolutionäres Lied

Madame Veto versprach uns dies,
Schlachten zu lassen ganz Paris.
Doch der Schlag ging vorbei
Dank unsrer Schießerei!

Tanzt nun die Carmagnole,
Feiert den Ton,
Tanzt nun die Carmagnole,
Feiert den Ton der Kanon!

Monsieur Veto gab uns bekannt,
Er wollte treu sein seinem Land.
Doch das ging nebenher,
Jetzt keine Gnade mehr.

Tanzt nun die Carmagnole ...

Antoinette wollteforsch
Uns fallen lassen auf den Orsch.
Doch der Schlag ging vorbei,
Sie hat die Nas entzwei.

Tanzt nun die Carmagnole ...

Ihr Mann, als Sieger schon verklärt,
Er kannte wenig unsern Wert.
Geh, Ludwig, grober Wurm,
Vom Tempel in den Turm.

Tanzt nun die Carmagnole ...

Die Schweizer gaben alle an,
Sie würden auf uns feuern dann.
Doch wie sie sprangen da,
Wie man sie tanzen sah.

Tanzt nun die Carmagnole ...

Als Antoinette den Turm gesehn,
Da wollte sie sofort umdrehn.
Ihr wurde schlecht so sehr,
Sie sah sich ohne Ehr.

Tanzt nun die Carmagnole ...

Als Ludwig draußen graben sah,
Zu jenen Gräbern sprach er da,
Über ein kleines fort
Sei er an jenem Ort.

Tanzt nun die Carmagnole ...

(gekürzt)

Die Revolutionäre liebten es, sich in ihrem Kampf um die Befreiung der Menschheit auf antike Vorbilder zu berufen. Das große, immer wieder beschworene Beispiel ist ihnen die römische Republik, die staatsbürgerliche Tugend der Antike, die sie im alten Rom in reinster Form verkörpert glaubten. Die rote phrygische Mütze der Antike, die Freiheitsmütze, wird zum Symbol der Revolution, das wit über die Grenzen Frankreichs hinausleuchtet. (Weise von Champein, Die Schulden, 1787.)

DIE REISEN DER ROTEN MÜTZE

'S IST NUR EIN SCHRITT VON SCHLECHT ZU GUT

DIE SANS-CULOTTEN

Weise: Das macht mich ganz untröstlich (auch nach dem
„Lied von den Schulden“ oder „Man schuldet sechzigtausend Francs“)



Die Frei - heits - müt - ze sieht man ziehn, sie leuch - tet



und sie rei - set kühn zum Trot - ze der Des -



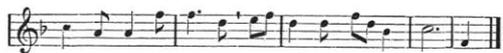
po - ten, zum Trot - ze der Des - po - ten. Ihr Lauf um -



fängt das gan - ze All. Sie bricht die Ket - ten ü - ber - all der



bra - ven Sans - cu - lot - ten, der bra - ven Sans - cu - lot - ten, der



bra - ven Sans - cu - lot - ten, der bra - ven Sans - cu - lot - ten.

Die Reisen der roten Mütze

Revolutionäres Lied von 1782

Von Sallé

Weise: Das macht mich ganz untröstlich

Die Freiheitsmütze sieht man ziehn,
Sie leuchtet und sie reiset kühn
 Zum Trotze der Despoten.
Ihr Lauf umfängt das ganze All.
Sie bricht die Ketten überall
 Der braven Sansculotten.

Dies Zeichen uns erlösen soll,
Schon wirft's gerechten Schrecken voll
 Auf die Stirn der Despoten.
Sie rüsten sich vergeblich noch,
Die Zepter fallen heute doch
 Vor unsern Sansculotten.

Zu Rom, zu London, zu Berlin,
Zu Wien, Madrid und zu Turin
 Lesen stolze Despoten
Auf dieser Mütze in Lettern gold
Ihr Todesurteil, wie gewollt,
 Nach Wunsch der Sansculotten.

Der Sklave, Kind des Mahomet,
Durch diese Mütze frei hingehet
 Und schnappt seine Despoten,
Schon vor den Augen dem Sultan
Lobpreist er den neuen Turban
 Französischer Sansculotten.

Von Japan, Afrika, Paris
Bis hin zu Lapplands Finsternis
 Klingt jetzt der Gleichheit Weise.
Tyranen, nehmt das Schicksal hin:
Der Freiheit Mütze, sie wird ziehn
 Noch endlich auf Weltreise.

Der Deserteur

Ihr sogenannten Herrn, ich schreibe euch ein Schreiben,
lest oder laßt es bleiben und habt mich alle gern.
Ich kriege da, gebt acht, die Militärpapiere,
daß ich in'n Krieg marschiere und zwar vor Mittwoch
nacht.

Ich sag euch ohne Trug: Ich finde euch so öde,
der Krieg ist völlig blöde, die Welt hat jetzt genug.
Ihr sogenannten Herrn, ich sage euch ganz offen
die Wahl ist schon getroffen: Ich werde desertier'n.

Seit ich auf Erden bin, sah ich viel Väter sterben,
sah Brüder viel verderben, sah weinen manch ein Kind;
sah Mütter voller Gram, sie konnten nicht vergessen;
sah and're vollgefressen, wohlauf trotz But und Schlamm.

Sah der Gefang'nen Leid; ums Leben nur belogen,
um ihre Frau'n betrogen, um ihre gute Zeit.
Früh wenn die Hähne krähn, dann schließ ich meine Türen,
will tote Jahre spüren und auf die Straße gehen.

Dann geht es drauf und dran auf Welle, Wind und Wegen
der neuen Welt entgegen, ich rufe jedermann:
Lebt euer Leben aus, ringt Furcht und Elend nieder,
schießt nicht auf eure Brüder in dieser Erde Haus.

Ihr sogenannten Herrn, müßt ihr denn Blut vergießen,
so laßt das eure fließen, ihr predigt das so gern.
Sagt eurer Polizei, sie würde mich schon schaffen,
denn ich bin ohne Waffen, zu schießen steht ihr frei.

Text: Boris Vian
Deutsche Fassung: Gerd Semmer
Musik: Boris Vian und Harold Berg

Gerd Semmer

Widerworte

**Gedichte
Chansons**

Aufbau-Verlag

Gegen den Krebs und die Dummheit

Für meine Schwester Lore Kaim-Kloock

Die Krankheit wuchs mit euren Heldentaten,
Die Strahlung wuchs mit jeder Explosion.
Ihr sät den Krebs in Menschen und in Saaten,
Ihr seid der schönen Schöpfung blutiger Hohn.

Ihr seid die kalten Mörder unserer Lieben,
Verstrahlten Stein gebt ihr statt täglich Brot.
Und auch vom Brot ist nur der Laib geblieben,
Wir essen mit ihm unsern bitteren Tod.

Ihr seid der Tod der Menschen und der Welt,
Man kennt euch nicht heraus an blutigen Händen.
Wir müssen lernen, euch zu unterscheiden.

Noch habt ihr Waffen und noch habt ihr Geld.
Wir wollen aber nicht an euch verenden.
Ihr seid der Krebs, den man heraus muß schneiden.

Harzreise im September

Unter sonnigem Himmel nördlich.
Berge von weißen Wolken
vor dem Blau deiner Augen.
Wangenrote Apfel im
grünen Laub des September,
frisch, reif, trocken.
Über den runden Hügeln
dein schwarzes Tannenhaar.
Sterne und Sonnen auf Erden.
Das Land nahm Gesicht an,
da ich dein gedenke.

Sonett für die schwarze Lady

O schöner Überfluß: die Zeit steht still.
O frommes Zögern, drängendes Verweilen.
Ich will in deine sanfte Haut, ich will
da bleiben, und ich will mich nicht beeilen.

O gutes Zögern hinter deinem Ohr,
verlorenes Träumen in der Achselhöhle:
Ich tauche als der erste Mensch empor
und lege Hand und Zahn dir an die Kehle.

Hintreiben wir entzückt an deinen Flanken
mit kleinen Bissen dringend bis ins Mark,
bis säumige Finger dunkle Bucht umranken.

Endlich vereinigt strömen wir geladen
dahin in deines Leibes brauner Bark.
Gegrüßet seist du, Liebe, voll der Gnaden.

Hiddensee 1961

Liebe, du bist heute nacht mit Haut und Haar
wie ein Segelboot in meine Bucht gefahren,
wo die wunderbaren Tiere waren,
Liebe, und auch du warst wunderbar.

Schnelle Pfeile, flogen Schwan und Kormoran
durch die grüne Bucht ins Vogelparadies,
zogen ihre schwarze, weiße Bahn,
die ein unerkanntes Glück verhieß.

Kormorane tauchten in die grüne Flut,
wo der Bernstein treibt und Silberfische schwimmen,
wo die letzten grünen Lichter glimmen.
Liebe, woher kenn ich dich so gut?

Wendenburg am Lehnitzsee

Der Kuckuck rief in deinen Traum
wie er den Knaben rief,
wohl hundertmal vom Waldessaum
rief er den alten Kindertraum,
Erinnerung so tief.

Zweivogelruf im Mittagsland,
dem Knaben war so wohl,
schwarzgelber Ruf im Heideland,
schwarzgelber Ruf am Föhrenrand:
und das war der Pirol.

Der Reiher hebt vor deinem Bug
Geheimnis aus dem Ried,
es ist der Reiher, der dich trug
auf deinem ersten Vogelflug
vor deinem ersten Lied.

Der Schimmer birst, die Tiefe bricht
von Taucherhuhn und Fisch,
da ist vor deinem Angesicht,
was aus dem Dunkel springt ins Licht
hell und verschwenderisch.

Am Abend birgt dich Blattwerk nur,
es ist um dich getan:
Als rauschend er vom Wasser fuhr,
erklang im Fluge seine Spur,
es sang im Flug der Schwan.

Die Engel sind müde

Für Gina Presgott

Ich bin der Weihnachtsengel Frieda zwo
und stehe aushilfsweise im Betrieb.

Halleluja

Ich schaue abends, sind die Kinder lieb?
Ich schau in jedes Fenster, auch am Klo:
Und finde eins, das treibt es gar zu schlimm,
und eins, das heimlich in der Nase bohrt.

Halleluja

Dann rauscht mein Flügel über diesem Ort,
dann macht mein kleines Glöckchen
bimbimbim.

Süßer die Glocken nie klingeln
als zu der Weihnachtszeit ...

Ich stürze mich mit Fleiß in den Verkehr,
bewahre Mädchen, die noch unbemannt,

Halleluja

vor einem ungelöschten Liebesbrand
und schaffe ihnen den Erlöser her.
Dann kommt ein kleiner Hund voll Eifer an
und pinkelt an die Festbeleuchtung hin,

Halleluja

der Strom versetzt ihm eins, darüber bin
ich traurig. Will denn das der
Weihnachtsmann?

Süßer die Glocken nie klingeln
als zu der Weihnachtszeit ...

Im Kerzenglanze von Millionen Watt
erfülle ich getreulich meine Pflicht.

Halleluja

Ich sehe alles, und mich sieht man nicht,
weil man für Engel keine Augen hat.

Ich kann getrost durch jede Mauer sehn:
vielleicht die Pelze reicher Damen, die
Halleluja
für goldnen Schmuck der Herrn der Industrie
zu einem Extraseufzer sich verstehn.
Süßer die Glocken nie klingeln
als zu der Weihnachtszeit ...

Doch dann bin ich am Ende meiner Kraft,
wenn ich im Kaufhaus an der Kasse steh,
Halleluja
wenn ich mir die Bescherung da beseh,
dann hat der Weihnachtsrummel mich geschafft.
Da drängen sich nun Ahne, Mutter, Kind
und kaufen, kaufen Kitsch und Blech und Schund
Halleluja
und preisen ihre Herrn mit Hand und Mund!
wovon sogar die Engel müde sind.
Süßer die Glocken nie klingeln
als zu der Weihnachtszeit ...

Familienbande

Song zu Dürrenmatt: Frank V. Für Hans-Jörg Utzerath

Gehörst du zu den zehn Familien,
womit dir auch der Staat gehört,
so schützt er deine Immobilien,
wenn etwas deine Kreise stört.
Was sagen wir im Abendlande,
was sagen wir als Mensch und Christ?
Vielleicht: daß die Familienbande
die stärkste aller Banden ist.

Die Wölfin kämpft mit Zahn und Kralle
für ihre Brut - und nur für sie.
Im Kampfe aller gegen alle
fällt auch der Mensch in Zoologie.
Was sagen wir zu diesem Triebe,
was sagen wir als Mensch und Christ?
Vielleicht: daß gegen Mutterliebe
bisher kein Kraut gewachsen ist.

Da werden Weiber zu Hyänen,
und Väter greifen zur Em-Pi
und lassen Freunde unter Tränen
in den Familienbunker nie.
Was sagen wir im Abendlande,
was sagen wir als Mensch und Christ?
Vielleicht: daß die Familienbande
die stärkste aller Banden ist.

Der Vater muß auf Abenteuer,
der Sohn zieht nur die Konsequenz:
Einst zog er gegen Ungeheuer,
heut macht er Vatern Konkurrenz.
Was sagen wir zu diesem Triebe,
was sagen wir als Mensch und Christ?

Vielleicht: daß einer Tochter Liebe
wie die der Mutter käuflich ist.

Ja, der Familienunternehmer
ist auch beim letzten Krampf dabei:
Wer Kinder hat, ist schon bequemer,
er hat es mit der Staatspartei.
Was sagen wir im Abendlande,
was sagen wir als Mensch und Christ?
Vielleicht: daß die Familienbande
die stärkste aller Banden ist.

Ich vermisse Nationalgefühl

Kanzlerwort

Gestern abend, plötzlich im Gewühl
kam abhanden mir mein Nationalgefühl.
Eben hatt ich's noch, auf einmal war es weg.
Ach, wo war es nur? Lag es vielleicht im Dreck?
Oder hatte es ein Taschendieb geklaut?
Fiel's in den Kaffee und ist da aufgetaut?
Ich vermisse, oh, mir wird ganz schwül,
ich vermisse so mein Nationalgefühl.

Ob ich es beim Autofahrn verlor?
Kam es etwa schon zu Hause nicht mehr vor?
Ist ins Telefon, den Mixer mir geflutscht,
in den Staubsauger, den Kühlschrank reingerutscht?
Wurde es vielleicht beim Fernseh'n eingelullt?
Oder sind die Kommunisten daran schuld?
Ich vermisse, oh, mir wird ganz schwül,
ich vermisse so mein Nationalgefühl.

Es war schon ein wenig strapaziert,
denn wir sind ein bißchen viel damit marschiert.
Zogen damit hin und zogen wieder her
einst vom Nordkap bis ans schwarze Schwarze Meer.
ja, ein Nationalgefühl ist wirklich gut:
nie kriegt man auf sich, nur auf die andern Wut!
Ich vermisse, oh, mir wird ganz schwül,
ich vermisse so mein Nationalgefühl.

Früher war ich immer auf uns stolz,
die Geschichte war aus deutschem Eichenholz.
Da war Willi zwo, den man auch Lehmann hieß,
und der Alte Fritz, der soviel Flöten blies.
Ferner mußte man auch stolz auf Bismarck sein,

heute fällt mir dazu nur noch - Bückling ein.
Ich vermisse, oh, mir wird ganz schwül,
ich vermisse so ein Nationalgefühl.

Ballade vom feinen Händchen

Zu einer Pantomime nach Gérard de Nerval für Jean Soubeyran

Die Menschenkinder in dem Erdenrund,
wie sind sie von Geschmack doch so verschieden!
Der eine hat das Paradies hienieden,
der andre findet hier der Hölle Schlund.
Der eine liebt zu Haus sein Käsebrod,
der andre liebt das Reich der schönen Künste.
Der eine liebt vielleicht geweihte Dünste,
der andre liebt den Krieg und geht da tot.
Doch lebt man angenehm an jeder Statt,
wenn einer nur das feine Händchen hat.

Da war der Oberrichter von Paris,
Herr Godinot. Er liebte sehr die Schlaun:
Kunstvolle Diebe konnten ihn erbauen,
so daß er sie nur ungern hängen ließ.
Oft hatte von den Krämern er genug,
die Geld kassieren und uns mies betrügen.
An feinen Dieben fand er mehr Vergnügen:
Sie stehlen redlich. Das ist kein Betrug.
Doch lebt man angenehm an jeder Statt,
wenn einer nur das feine Händchen hat.

Im Schattenwald der Galgen von Paris
da sah Herr Godinot auf seinen Gängen:
voll Grimm manch überlegnen Freigeist hängen,
der kühn der Krämer Beute mitgehn hieß.
Sein Ideal war François Villon,
ein Meister in der Kunst, den Vers zu bauen,
und auch ein Meister in der Kunst zu klauen.
Ja, das Genie, es findet seinen Lohn.
So lebt man angenehm an jeder Statt,
wenn einer nur das feine Händchen hat.

Herr Godinot in seinem scharfen Sinn
ersann ein Mittel zu des Volkes Wohle:
Die Findungskraft, wie man sich etwas hole,
die sei bei Gott ihm Krone und Gewinn.
Und was die Politik betrifft, nicht die Moral:
So fand der Oberrichter Nehmen rechtlich
und für des Reichtums Umlauf unverächtlich
die einzige Freiheit in des Volkes Qual.
So lebt man angenehm an jeder Statt,
wenn einer nur das feine Händchen hat.

O Mensch, ich habe schon zuviel gesagt,
ich habe mich schon zu weit vorgewagt.
Doch wenn ihr mich nach meiner Meinung fragt:
So lebt man angenehm an jeder Statt,
wenn einer nur das feine Händchen hat.

Ballade vom irren Tod

Zu einer Pantomime nach Gérard de Nerval für Jean Soubeyran

Der Tod ist albern - nicht zu fassen!
Er greift nach dir und jedermann.
Er wird nicht mit sich reden lassen,
ob Kaiser, König, Bettelmann,
ob Kanzler, Strolch, Evangelist,
ob Papst, ob Knecht, ob Spitzelhunde:
Der Tod nicht zu erweichen ist.
Doch keiner stirbt vor seiner Stunde.

~i

Es freute einst dies Abenteuer
den fein- und den gemeinen Mann.
Uns ist es nicht mehr ganz geheuer,
weil man es nicht begreifen kann.
Die müden Kinder am Kamin
erschreckt es noch zur Geisterstunde.
Doch der Verstand sieht nur den Spleen.
Denn keiner stirbt vor seiner Stunde.

Das Schauermärchen ist zu Ende,
und jung und alt sind davor stumm.
Seid ihr ergriffen, regt die Hände,
mein hochverehrtes Publikum.
Kann sein, daß ihr so etwas liebt
dann pflanzt es fort von Mund zu Munde.
Sagt allen, daß es uns noch gibt:
Denn keiner stirbt vor seiner Stunde.

O Mensch, hab acht und neun und zehn
und teil dein Hirn nicht durch Sekunde,
bleib vor dem irren Tod bestehn:
Denn keiner stirbt vor seiner Stunde.

Probealarm

Zehnter Januar 1962

In Niedersachsen gibt es den ersten Probealarm
zum Atomkrieg.

Ich sehe auf meine Bücher.

Sollen sie brennen?

Vor meinen Kindern stehe ich

wie ein Schuft.

Afritz am See

Der Herbst rückt an mit großer Kraft,
Die Birne zieht den letzten Saft,
Die Preisel zeigt ihr rot Gesicht:
Oh fürchte, Mensch, den Winter nicht!

Der Wald wird bunt, der Himmel blaß,
Es kommt der kühle Regen naß
Und wäscht vom Staub des Sommers frei
Feld, Wiese, Wald und was es sei.

Die Pilze schießen schnell heraus,
Wir aber fahren schon nach Haus.
Der See wird wieder spiegelklar
Und wartet auf ein anderes Jahr.

August 1962

Chanson Internationale

Ihr großen Herrn vom besseren Leben,
Ihr wißt ja alles ganz genau,
Ach könnt ihr einen Rat mir geben?
Ich bin eine einzelne Flüchtlingsfrau –

Frau aus Korea, Zypern, Indochina,
Aus Schlesien, Ungarn oder Sinai,
Aus Algerien, Palästina oder Guatemala,
Deutsche Jüdin oder eine vom Nil –

Gleichviel – ... sagt mir, ihr großen Herren,
Wann fängt das bessere Leben an?
Und wenn ihr es nicht wißt, ihr Herren,
Sagt, wie ich einfach leben kann –

Frau aus Korea, Zypern, Indochina,
Aus Schlesien, Ungarn oder Sinai,
Aus Algerien, Palästina oder Guatemala,
Deutsche Jüdin oder eine vom Nil –

Die Erde hat bisher fünf Kontinente
und braucht gewiß keinen sechsten dazu
Sobald man euch da oben ablösen könnte,
Finden wir da unten vielleicht unsere Ruh.

Black and White

Einmal im leben kriegst du deine blonde,
und blonde sind der traum vom glück.
Einmal da kriegt jeder seine blonde,
und hast du sie, dann gibt es kein zurück.

Und eine blonde hat so blonde haare.
Du hast es kaum geahnt, wie blond sie sind.
Du küßt sie zart auf ihre blonden haare,
und dafür schenkt sie dir ein blondes kind.

Und dieses kind kriegt wieder blonde kinder,
du wirst der opa einer blonden schar.
Sie sind so blond, die kind- und kindeskinder!
Ein souvenir, wie jene blonde war.

Natürlich ist das alles nur gelogen.
Es gibt so wenig blonde auf der welt!
Ein ganz klein wenig ist es nur gelogen:
weil schwarz und weiß einander gut gefällt.

Traum des Ikarus

Der alte traum des menschen wurde wahr,
wir heben uns empor auf starken schwingen,
der vogel trägt uns, die motoren singen,
weit unten bleibt der städte dunkle schar,

aus wolkenfetzen tief grüßt sternenschein.
Und göttinnen sind mit uns auf der reise,
sie laben uns mit leib- und seelenspeise,
und sterben wir, soll es mit schönheit sein.

Wir schweben dicht an ewigen gewalten:
dünn ist die wandung vor der ewigkeit,
in abgrundtiefe liegt das nichts bereit.

Der mensch hat seinem traum nicht standgehalten,
denn während er die welt im flug vergißt,
sitzt er am himmel, nah bei gott, und frißt.

Ich liege im Schatten deiner Ulme

Ich liege im Schatten deiner Ulme
und das Wetter kommt nicht an mich heran.
Du lässest mein Korn wachsen
und ziehest meine Kinder groß,
du erfüllst alles, was hier lebet, mit Wohlgefallen.

Wir wollen ein Bollwerk bilden gegen die Flut der Nacht.
Es ist keiner eines Menschen sicher, das weißt du.
Laß uns nicht warten auf die Weltrevolution.
Zwar wissen wir, sie wird kommen, aber
sie wird wohl anders aussehen, als wir dachten;
wir stellen keinen mehr an die Wand, doch
laß uns die Lauen aus dem Munde speien.
Siehe, die Genossen sind in Gezänk verwickelt,
und die guten Leute haben Mühe zu überleben.
Die Unterdrückten wissen es nicht, sondern
nehmen teil am Angebot.

Wir wollen liegen im Schatten deiner Ulme
und wollen sehen die Kinder wachsen
und die Knospen des Frühlings springen.
Wir wollen unseren Garten bebauen,
wir wollen vermehren die Liebe in der Welt,
wir wollen vermehren helfen die Einsicht.
Wir wollen verteilen helfen die kleinen Gewichte,
die den Ausschlag geben, wir wollen genau hinsehen,
daß er bald kommt.
Wir wollen das Gras wachsen hören.

Wir wollen liegen im Schatten deiner grünen Ulme
und wachsen sehen unsere Kinder.

1967

127

Abendlied zu Ostern

Geht nun heim, bewahrt den Traum,
den wir alle hatten:
Erde gibt für viele Raum,
so für Mensch und Tier und Baum,
Friede ist kein Schatten.

Fürchtet nur das Dunkel nicht,
das uns will umfassen.
Fällt die Nacht auch schwarz und dicht,
ist ein kleines Sternenlicht
dennoch aufgegangen.

Viele haben es erkannt,
die sich Bruder nennen.
Und sie gehen Hand in Hand
brüderlich von Land zu Land,
keiner soll sie trennen.

Glaube, Liebe, Hoffnung sind
die Erkennungszeichen,
wehen wie ein sanfter Wind,
wo sich Finsternis noch findet,
muß sie ihnen weichen.

Düsseldorf, Hubbelrather Straße 8

Wer kennt schon die Hubbelrather Straße!

Sie gehört nicht zu den großen, den historischen oder den eleganten Düsseldorfer Straßen. Sie ist eher klein und unscheinbar, liegt versteckt in Flingern zwischen Hauptbahnhof und Gaswerk. In dieser Straße waren wir 11 Jahre lang zu Hause.

›Ihr geht vom Bahnhof aus nur 5 Minuten: Erst durch die Worringer Straße, dann gleich die Erkrather Straße hoch am Straßenbahndepot vorbei, oben auf der Höhe in die Langer-, gleich rechts in die Erkrather- und links in die Hubbelrather Straße. Der vierte Hauseingang links: die Nummer 8. Da wohnen wir.‹

Wie oft haben wir Freunden diesen Weg beschrieben!

Das Haus in der Mitte der Straße, die kleine Wohnung im 1. Stock, wurde zum Ziel- und Treffpunkt für viele. Es war die Wohnung des Schriftstellers, Journalisten, Übersetzers Gerd Semmer.

›2 Zi, Kü, Bd, Balkon. 64 qm, 80.- DM‹

Nachdem wir unseren ersten Düsseldorfer Sommer in Golzheim im Häuschen von Adolf Uzarski und in einem möblierten Zimmer in Oberkassel verbracht hatten, nun im Herbst 1954 das ersehnte große Glück: die erste eigene, vollständige Wohnung für Gerd und Else Semmer und die Kinder Gilbert und Bettina!

Den Baukostenzuschuss von 1.500.- DM hatte uns Gerd's Vater geliehen, als die Geburt von Bettina bevorstand. Einen alten Kohleherd für die Küche – nützlich nicht nur zum Suppe-, sondern auch zum Windelnkochen – und einen großen, schwarzen Eisenofen für das hintere Zimmer, Gerd's Arbeitszimmer, brachten die Schwiegereltern. Die Kohlen, die Eier- und Quaderbriketts, wenn es sie denn gab und wir das Geld dafür hatten, schleppte uns der Kohlenhändler von der Langerstraße in den Keller. Nun konnten wir die Feuer in beiden Öfen schüren, an kalten

Wintertagen manchmal bis zum Rotglühen! In der Enge des Zimmers mußten wir darauf achten, daß Tür, Bücherregal und Sofa nicht Feuer fingen. Aber das Hochgefühl: die Glut!

In dieser Hubbelrather Straße war unsere Wohnung sicher die einzige, in der es ein solches Arbeitszimmer »nach hintenraus« gab. Es war gegen die Ordnung. Nach »hintenraus« hatten die Schlafzimmer zu liegen, nach »vorneraus« die Wohnzimmer, die guten Stuben, wo man vor allem sonntags und am Feierabend auf einem Kissen zum Fenster hinauslehnen und die Straße beobachten konnte. »Vorneraus«, von einem elektrischen Heizöfchen gewärmt, wohnten bei uns die Kinder, die, als sie größer wurden, aus dem Fenster das Schulhoftor der gegenüber liegenden Schule im Blick haben und zur gegebenen Zeit mit dem Ranzen über die Straße in die Schule rennen konnten.

Außer der Schule gab es in unserer Straße auch sonst noch alles, was eine Familie mit Kindern zum Leben brauchte: An der Ecke neben der Schule den Laden der Frau Wenzel mit ihren beiden Töchtern, die uns so gerne den »gesunden« Spinat anpriesen und verkauften und dann auf einem Zettelchen die Summen zusammenrechneten; auf unserer Straße rechts zur Mettmanner Straße hin einen kleinen Schreibwarenladen, wo die Kinder von dem alten Herrn Bangert nicht nur beim Kauf von Stiften und Radiergummi, sondern auch bei dem von Plastikindianern und – pferdchen beraten wurden; links zum Höher Weg hin einen ebenso kleinen Milchladen. Da füllte uns am Morgen Frau Frohwerk mit ihrem Meßbecher die Milch in die Kanne. Sie liebte es, mit uns Eiligen ein Schwätzchen zu beginnen, z. B. über die Schönheit Sorayas, der Kaiserin von Persien. Und es gab auf unserer Straßenseite einen Automaten, aus dem die Kinder trickreich Kaugummi zogen, obwohl wir Kaugummi nicht leiden konnten.

Ein paar Schritte um den Block herum: Kindergarten und Hort an der Ecke Langerstraße/ Höher Weg und eine Dro-

gerie an der Ecke Langer- / Mettmanner Straße, gegenüber der von den Kindern gefürchtete Frisör Apel und eine Apotheke, deren Heftpflaster und Salben für die ersten kleinen Wunden gebraucht wurden.

Was die graue, dreigeschossige Häuserfront mit den acht von roten Backsteinen eingefassten schmalen Hauseingängen dem fremden Blick nicht verriet, das war das Geheimnis des ›Hintenraus‹: ein großer, mit ein paar Bäumen bestandener Innenhof! Hier zwischen Langer-, Mettmanner-, Hubbelratherstraße und Höher Weg war es ein öffentlicher Spielplatz, damals noch tagsüber – also zu Öffnungszeiten – von einem alten Wärter bewacht. Der saß im grünen Lodenmantel, seine Trillerpfeife um den Hals gebunden, am Rand des Sandkastens und paßte auf, und die Kinder konnten zu ihm kommen, wenn sie einen Beistand brauchten. Diesen Hof erreichten unsere Kinder von unserer Wohnung aus durch einen dunklen Kellergang und ein Törchen, und wir konnten sie vom Küchenfenster und vom Balkon aus sehen und rufen.

Die Fußwege der Eltern waren weiter und beschwerlicher als die der Kinder:

Gerd, zwischen Zeiten der Arbeitslosigkeit und der Krankheit bei verschiedenen ›linken‹ Zeitungen angestellt, nahm den eingangs beschriebenen Weg in umgekehrter Richtung über den Bahnhof. Ich, aus Not und mit Glück inzwischen Lehrerin geworden, ging täglich mit Taschen voller Hefte und Bücher nach Derendorf zur ›Realschule für Mädchen an der Franklinstraße‹: blumenlose Straßen, Sommerwochen ohne den Anblick von Gärten. Der Sommer erschien in den Gesichtern der Kinder und in ihren bunten, leichten Kleidern.

Seltene Vergnügen waren es, am Sonntagmorgen mit der ganzen Familie zur Straßenbahnhaltestelle an der Ecke Langer- / Erkrather Straße zu gehen und dann ›ins Grüne‹ zu fahren, z. B. zum Segelflugplatz im Grafenberger Wald, zum Rheinufer oder in den Schloßpark Eller, richtig stolze

Familienausflüge in der Tradition der Paderborner Semmerfamilie, die ihren Abschluß oft in der italienischen Eisdiele am Worringer Platz, Ecke Ackerstraße fanden.

Ein paar Jahre noch zu Fuß – dann gab es ein erstes Auto, einen alten, etwas verbeulten, aber vielgeliebten grünen DKW, der uns nun hintrug, wohin wir wollten. Und es gab für den Balkon grüngestrichene hölzerne Blumenkästen und darin ›Kapuzinerkresse‹ mit den sanftgrünen tellerförmigen Blättern und den feuerfarbenen gespornten Blüten. In der Mitte der Stadt, in der Mitte unserer Straße und in der Mitte unseres Hauses also Gerd Semmers dunkles, vom Balkon beschattetes Zimmer mit dem wunderbaren Ofen. Neben dem Schreibtisch, einem alten Verandaholztisch, häuften sich auf dem Fußboden die großen Umschläge mit Texten. Wenn ich Freunde, die noch leben, heute befrage, erinnern sie sich selten an die Enge, sie erinnern sich an die Wärme und natürlich an das, was sich in diesem Raum ereignete.

Dieses Zimmer, im Herbst 1954 bezogen, wurde die Werkstatt des gelernten Schneidermeisters Gerd Semmer. In frühen Jahren schon hatte er sein Handwerkszeug gewechselt: Es war jetzt Papier, Schreibmaschine und ein Tonbandgerät. Nadel und Faden brauchte er nur noch beim Knöpfen für die Familie. Dann saß er im Schneidersitz auf Tisch oder Couch wie früher in der Werkstatt seines Vaters.

Hier entstanden die ›Lieder aus dem Schlarffenland‹, hier wurde ›Düsseldorf an der Düssel‹ besungen, die ›Stadt von ATA, IMI und PERSIL‹, das ›Ladenmädchen‹, der ›Frühling unserer Städte‹ und vieles andere. Zum Teil nahm Gerd dazu Verse auf, die er 1954 in seiner Zeit beim ›Deutschen Michel‹ zu Graphiken von Adolf Uzarski, Richard Ebert, Karl Schwesig, German Becerra u. a. geschrieben hatte. In der Zusammenarbeit mit Dieter Süverkrüp wurden nun Lieder daraus; die sollten ›anheimeln und unheimeln‹. Es sprangen Funken über: Gitarre, Gelächter,

Gesang. Es wurde wiederholt, gefeilt, bis es zündete und aufgenommen werden konnte für die eigens ins Leben gerufene Plattenabteilung des Pläne-Verlages.

›Ah, ca ira, ca ira, ca ira!‹ – ›Ah, das geht ran, das geht ran, das geht ran!‹ Ich weiß nicht, was die Nachbarn dachten, wenn sie etwas später die Lieder der Französischen Revolution aus unserer Wohnung schallen hörten, vielleicht sogar über den Hof hinweg. Oft begleiteten diese wilden Gesänge die Kinder in den Schlaf. Abends saß ich an ihren Betten und sang Gute-Nacht-Lieder, die auch mir Ruhe brachten: ›mit Rosen bedacht, mit Näglein bedeckt, schlupf unter die deck ...!‹ Aber sie fuhren jubelnd aus ihren Decken hoch, wenn Dieter Süverkrüp mit seiner Gitarre kam und ihnen ein ganz anderes Gutenachtlied sang: ›Mama, ich war heute nacht bei Onkel Mond und Tante Sonne. Alles war so fein gemacht, auch Onkel Mond war frisch polioliert. Ja ja!‹

1959 hatte Hanns Dieter Hüsch sein Tonspiel ›carmina urana‹ für einen deutschen Sender geschrieben, der es aber dann nie sendete. In unserer Küche kamen nun Freunde zusammen. Wir probten für die Platte beim Pläneverlag. Ich höre Gerds Stimme: ›Kein Gras und kein Kraut geht mehr auf und kein Baum mehr, der Frucht trägt ... Kein Fluß mehr führt Fische spazieren.‹ Und ich höre Hanns Dieter Hüsch zu seinem eigenen Playback singen: ›Ach, das macht ja nichts, ach das macht ja nichts, die Herren wissen's besser!‹ Lore Schaumann lobte die Suppe, die auf dem Herd stand und uns stärkte.

Es waren die Jahre des Kalten Krieges, eine Zeit der Spannungen und auch der – real begründeten – Ängste, für uns Heutige vielleicht kaum noch nachzuempfinden. Die Schrecken des Krieges saßen uns noch in den Knochen.

In der Welt habt ihr Angst
und die kann man auch haben ...

Gerd und seine Werkstatt wurden von vielen gebraucht. Er schrieb, wenn etwas angefordert wurde. So entstanden z. B. Verse für das Stück «Die Blaue Blume» der Pantomimen Jean und Brigitte Soubeyran. Die farbige Sängerin Fasia kam mit der ersten eigenen Strophe zu einem Lied:

Feuer, Vorsicht, man legt Feuer,
ein Atomminengürtel wird geplant!
Geht auf die Straße und schreit Feuer!
Feuer , unsere Erde wird verbrannt!

Und Gerd schrieb weiter:

Bürger, Deine alten Städte
sind nicht heil, doch haben überlebt.
Wer aber wird sie noch erkennen,
Wenn am letzten Tag die Erde bebt.

und fügte seine Strophen mit ihrer zu einem Lied, das sie dann – später mit leicht verändertem Text – bis zu ihrem Tod hinreißend gesungen hat.

Die Lieder für die ersten deutschen Ostermärsche entstanden an Gerd Semmers Schreibtisch, zunächst als Übersetzungen englischer, dann auch bald als eigene, auf die deutsche Nachkriegswirklichkeit bezogene Lieder, Gebrauchstexte, die auf die Straße gingen, oft ohne daß man den Namen des Verfassers kannte.

Perry Friedman kam mit seinem Fünf-Saiten-Banjo und amerikanischen Arbeiter- und Gewerkschaftsliedern: »Solidarity for ever«. Wie bei den Chansons der Französischen Revolution und bei den Ostermarschliedern sangen Gerd und ich bei Proben und Aufnahmen die Refrains mit. Wenn ich heute unsere jungen Stimmen von der Platte höre, erinnere ich mich an den Spaß, den wir damals beim Singen hatten. Aber ich erinnere mich nicht, daß ich dach-

te oder fühlte, was ich da sang: ›O You can't scare me, I'm sticking to the Union, I'm sticking to the Union, till the day I die.‹ Unser Leben war ungesichert.

Vor allem kamen Kollegen vom Wort, Schriftsteller, von denen einige bekannt und berühmt wurden: Martin Walser, Rolf Haufs, Arno Reinfrank, Heinar Kipphardt, Elisabeth Borchers, Irmgard Keun, Uwe Johnson – noch vor seiner Übersiedlung in den Westen – u. a. Ich lernte manche Besucher nur flüchtig kennen. Aber mir gefiel, was Gerd Semmer später über Uwe Johnson, den ›blonden Hünen‹, schrieb, ›der aus Island zu kommen schien und aus Pommern stammte‹, den Jungen mit dem ›widerborstigen Turmschädel‹, und es trifft sich mit meiner Erinnerung an eine kurze intensive Begegnung: ›In einer Welt der allgemeinen Anpassung muß einer wie ein Wunder wirken, der es fertigbringt, Stellung zu beziehen und doch von keiner Seite als Plakat oder Transparent verwertbar zu sein.‹ Vielleicht gefällt es mir, weil ich es auch auf Gerd Semmer beziehen kann. Nachdem 1959 die ›Mutmaßungen über Jakob‹ bei Suhrkamp erschienen waren, lobte er in einer Rezension den ›erfinderischen Erzähler‹: ›Das ist ein Bericht aus dem anderen Deutschland, ruhig, sicher, ohne bürokratische Schwielen im Denken.‹

An Irmgard Keun erinnere ich mich gut. Sie wurde in den 50er Jahren kaum gelesen und gedruckt. Abends saß sie oft bei uns, rauchend, in ihrer großen Tasche kramend, und suchte Rat und Trost, manchmal auch in nächtlichen Anrufen.

Eine besondere Erscheinung in der beschriebenen Umgebung, elegant und mit italienischem Charme: Ralph Giordano. Er las uns die ersten Kapitel aus seinem Familienroman vor. Ich erinnere mich an die Beschreibung des Großvaters, an das Pathos und die Glut Siziliens. Manchmal – bei offener Zimmertür – erreichte mich im Vorübergehen sein ›Che bella!‹

Von Gerd Semmers schwerer, aus der Jugend verschleppter Nierenkrankheit, die damals noch zum frühen Tode führen mußte, wußten die meisten, die an unserem Tische saßen, nichts. Sie erlebten nicht die dunklen Tage, die er mit Kopfschmerzen, Schwindel und Übelkeit in seinem Zimmer liegend verbrachte. Das Licht, das über den Balkon vom Hof in das Zimmer fiel, erschien uns fahl, manchmal schwefelgelb. Waren das die Dunstschwaden, die bei Südwind vom nahen Gaswerk zu uns herüberzogen?

Nachmittage-, sonntagelang saß ich korrigierend am Küchentisch mit dem Blick zum Hof. Der war sonntags und abends ganz still, nur unsere Kinder liefen manchmal dort unten noch verloren herum und wurden von den Nachbarn, die auf den Balkonen die Ruhe genießen wollten, nach oben geschickt. Ich sah auf die Häuser und Dächer der gegenüberliegenden Hofseite und auf einige Baumwipfel, Kastanien. Taubenschwärme kreisten in dem großen Oval des Hofes, ohne Unterlaß, wie angetrieben durch Fliehkraft. Nachts teilte ich mit Gerd die Couch in seinem Zimmer. In den schlaflosen Nächten zählten mir die Glocken der Elisabethkirche oben vom Rondell an der Ackerstraße die Stunden bis zum frühen Aufstehen vor.

Besucher kamen im letzten Düsseldorfer Jahr seltener. Gerd Semmer fiel es immer schwerer, sich auf längere Gespräche und Diskussionen einzulassen. Was wußten sie, die Gerd seine ›Freunde‹ nannte, von ihm? Wußten sie, daß er ein Dichter war – und ein Kranker, der seine Kräfte in der Hingabe an eine Sache, an die Anforderungen der Tage und der Menschen verbraucht hatte? Empfindsam, ohne Mißtrauen und ohne Falsch, bewegt, bewegend und an Bewegungen teilnehmend, oft verletzt, enttäuscht, schließlich erschöpft. Das nahe Sterben rückte deutlicher ins Bewußtsein. Eines Tages das Erschrecken: ›Ach, das war's schon!‹

Vor einiger Zeit suchte ich noch einmal die Hubbelrather Straße auf, in der wir elf Jahre mit unseren Kindern gelebt hatten. Ich hoffte, etwas über die Geschichte der Häuser zu erfahren. So still und abgeschieden erscheint mir dieser Ort – wie ein totes Gleis – und in dieser Abgeschiedenheit von einem ganz eigenen Zauber. Auf den breiten Bürgersteigen – damals so gut zum Murmelspielen! – wachsen jetzt an beiden Straßenseiten Linden zwischen den alten Laternen. Lebensmittel-, Milch- und Schreibwarenladen gibt es nicht mehr. An der Ecke, wo früher Wenzel war, ist jetzt ein Getränke-shop, und den Schreibwarenladen ersetzt ein kleines Elektrogeschäft. Auf der Langer Straße treffe ich eine junge Frau mit einem Kinderwagen. Sie ist hier aufgewachsen und hat von ihrer Mutter erfahren, daß die Hubbelrather Straße Ende des Krieges teilweise noch zerstört worden ist. Die Leute hätten dann in den Kellern der Langer Straße gelebt und mit den Steinen der zerstörten Häuser die Straße wieder so aufgebaut, wie sie seit den 30er Jahren ausgesehen hat. Jetzt erinnere ich mich, daß mir die mit versetzt angeordneten unterschiedlichen Backsteinen gemauerten Hauseingänge – damals so gute Klettermöglichkeiten für die Kinder! – schon immer aufgefallen waren; sie ließen mich daran zweifeln, daß es sich hier um Nachkriegsarchitektur handelte. Den Steinen kann man das Alter und einzelne Kriegswunden noch ansehen. Mit der jungen Frau betrete ich durch den Toreingang unseren alten Hof. Auch hier ist es still, verwunschen. Die Törchen, durch die man früher – an der Teppichstrange vorbei – über einen schmalen Rasenstreifen und den Kellerzugang die Wohnungen erreichen konnte, sind verschlossen. Die riesigen Kastanien mit ihren stark ausladenden Ästen überragen die Dächer und füllen den Innenraum des Hofes mit grünem Dämmerlicht. Die Balkone erscheinen mir kahl und ärmlich und z. T. noch beschädigt wie früher. Ein paar Häuser haben einen neuen Anstrich. Sie schimmern durch das Laubwerk der Bäume in sanften Farben:

Lindgrün und Toscana-Gelb – wie der Traum von einem
süßen Leben.

Else Semmer

Nachwort

Widerworte für den Frieden

Der Stadt von »Ata, Imi und Persil« hat Gerd Semmer mit seinem Gedicht »Düsseldorf an der Düssel« 1955 ein unvergleichliches Denkmal gesetzt, das im Nachkriegsdeutschland die Kehrseiten des Wirtschaftswunders mit Witz ins Licht stellt, die soziale Misere anprangert, die Wiederaufrüstung kritisiert und das Kulturbanausentum in der neuen Metropole am Rhein persifliert. Heinrich Heine, den großen Sohn der Stadt, versteht Düsseldorf nicht angemessen zu würdigen: »Sie kauften ihm mit Düsseldorfer Charme/ als Monument ein Mädchen ohne Arme.«¹ In Paderborn 1919 geboren, in Ratingen 1967 gestorben, sind es tatsächlich im Wesentlichen die Düsseldorfer Jahre von 1953 bis 1965, in denen Semmer als Schriftsteller, Lyriker, Redakteur und Übersetzer sensibel und kritisch mit hohem künstlerischen Anspruch auf seine Zeit reagierte. Es sind diese Jahre, in denen er mit seiner Einmischung in den literarischen Diskurs auch seine Zeit prägte bis hin zur Ostermarschbewegung, die ihn letztlich 1968 – nach seinem Tod – als »Vater des neuen deutschen Chansons« apostrophierte.²

»Das Gedicht«, proklamierte Semmer, »ist keine Freizeitunterhaltung, sondern Teil des ganzen Menschen, der ganzen Existenz«, es ist »notwendig künstlerisch-konkret, immer engagiert und konzentriert, nicht zerstreut und amüsierend«. Schlechte Erfahrungen in Zeitungsredaktionen hatten ihn gelehrt, dass das Gedicht gern als Lückenfüller eingesetzt wurde. Dagegen formulierte er sehr deutlich sein

¹ Das Gedicht entstand im Hinblick auf das Jubiläum 1956 zum 100. Todestag Heinrich Heines. Zum Text vgl. das vorliegende Gerd Semmer-Lesebuch.

² Manfred Vosz (Hrsg.): Kürbiskern. Songbuch. München 1968, S. 2.

Anliegen, »auch das Gedicht in der Zeitung habe einen aktuellen Gegenstand, ein wichtiges Thema«: »Es soll aktivieren, eingreifen, sogar agitieren, es soll also nicht unverständlich sein, nicht allgemein und ausflüchtig. Sache des Künstlers ist es, das als Kunst zu machen. Denn das Gedicht ist kein Leitartikel, es mobilisiert die tieferen Schichten des Geistes; ohne irrational zu sein, geht es rationalistisch nicht einfach auf. Zwischen den Klippen der Platttheit und der Unverständlichkeit ist das Gedicht hinzusteuern zum Ziel der Menschenherzen«.³

Mit seinem Plädoyer für den gleichzeitig künstlerischen und politischen Anspruch von Dichtung beruft Semmer sich immer wieder auf Heine, bei dem er beides verwirklicht sieht. »Dieses Gedicht«, zitiert er Heine »wird den hohen Herren Schrecken einjagen – denn sie sehen, wessen ich fähig bin«, zugleich aber wird es »den bleibenden Werth einer klassischen Dichtung haben«.⁴

Die folgende Textauswahl ist diesem Anspruch Gerd Semmers und der Entwicklung seines Schreibens auf der Spur, indem sie die Texte – soweit wie möglich – chronologisch wiedergibt. Weitgehend entstammen sie den beiden einzigen selbstständigen Werken des Autors, die er beide im Aufbau-Verlag in Berlin veröffentlicht hat: 1959 »Die Engel sind müde. Verse und andere Prosa aus dem Schlaraffenland« und 1965 »Widerworte. Gedichte und Chansons«. Semmer war Lyriker, ein Schriftsteller der kleinen Form. Es gibt indes auch Prosabeiträge, von denen einige wenige gerade wegen ihrer poetologischen Aussagen für das Lesebuch ausgewählt wurden. Darüber hinaus wird Semmer

³ Gerd Semmer: Sechs junge Autoren, meine Freunde. Zum Text vgl. das vorliegende Gerd Semmer-Lesebuch.

⁴ Gerd Semmer: Heine kontra Freund und Feind. Die Entstehung der Literatur in finsternen Zeiten. In: Deutsche Woche vom 13. Februar 1956, S. 14. – Vgl. Heines Brief an seinen Verleger Julius Campe vom 20. Februar 1844 (Heinrich Heine: Säkularausgabe, Bd. 22, Berlin / Paris 1972, S. 97).

auch als Übersetzer vorgestellt mit einigen Übersetzungen aus dem Französischen aus dem Band »Ça ira. 50 Chansons, Couplets und Vaudevilles aus der französischen Revolution 1789-1795«, die Gerd Semmer als sein erstes Buch in eigener Übertragung 1958 im Verlag Rütten & Loening in Berlin herausgab sowie mit seiner Übersetzung des berühmten Liedes »Le Déserteur« von Boris Vian. Besonders danke ich sehr Else Semmer und Bettina Semmer, mit deren Einverständnis auch bislang ungedruckte Texte in die Auswahl aufgenommen werden konnten.⁵

Zum Schluss habe ich einen Text von Else Semmer, der Witwe des Autors, eingefügt, den sie angeregt durch die von Alla Pfeffer 1998 herausgegebene Anthologie »Straßenbilder. Düsseldorfer Schriftsteller über ihr Quartier« geschrieben hat⁶: »Hubbelrather Straße 8«, eine Dokumen-

⁵ Ich denke sehr gern an viele wunderbare Gespräche mit Else Semmer in den 1990er Jahren und Anfang des neuen Jahrhunderts und bin sehr dankbar für Nachlasstexte, die sie mir in Ratingen zur Verfügung gestellt hat. Im Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf konnte ich 1994 zum 75. Geburtstag eine Kabinettausstellung unter dem Titel »Die Engel sind müde. Widerworte für den Frieden. Gerd Semmer (1919-1967)« zeigen. Ein großer Teil der Exponate stammte aus dem Besitz von Else Semmer. Darüber hinaus hatte sie mir die von ihr geschriebene Lebensgeschichte »Zwischen Hund und Wolf. Ein Lebensbericht aus der Mitte des Jahrhunderts 1927-1972« geschenkt mit dem Wunsch und dem Vertrauen, öffentlich Wichtiges über Gerd Semmers Leben und Werk weiterzugeben. Den Titel hat sie einem ihr gewidmeten poetologischen Gedicht von Gerd Semmer entlehnt: »Marc Chagalls Zwischen Hund und Wolf«. So der Titel im Manuskript, im Druck heißt es: In der Dämmerung. Entre Chien et Loup – Ein Bild von Marc Chagall«. Else Semmer starb 2007 in Ratingen. Bettina Semmer danke ich herzlich für Texte aus dem Nachlass Semmers in der Akademie der Künste, Berlin und für ihre unermüdliche Unterstützung.

⁶ Alla Pfeffer: Straßenbilder. Düsseldorfer Schriftsteller über ihr Quartier, Düsseldorf Grupello Verlag 1998. Else Semmer hat diesen Text auch in die von ihr geschriebene Lebensgeschichte »Zwischen Hund und Wolf. Ein Lebensbericht aus der Mitte des Jahrhunderts 1927-1972« aufgenommen, S. 154-159.

tation und zugleich ein sehr poetischer Text über das Leben und Wirken des Schriftstellers Gerd Semmer in Düsseldorf. Der Essay ist weit mehr als eine private Rückbesinnung auf das gemeinsame Leben. Else Semmer hat ihn im Andenken an ihren Mann für die Öffentlichkeit konzipiert und so folgt er ganz ihrem Wunsch gemäß in diesem Band den Texten Gerd Semmers, die für sie immer beides waren: poetisch und politisch. Indem sich die »Hubbelrather Straße 8« in die Reihe der Straßenbilder der Düsseldorfer Autoren einordnen wollte, betont auch Else Semmers Text noch einmal sehr explizit, dass es die Düsseldorfer Zeit war, in der Gerd Semmer im wesentlichen als Schriftsteller gewirkt hat.

Dennoch gilt es zunächst zurückzublicken. Prägend war für Semmer die Kindheit und Jugend in Paderborn, in kleinbürgerlichen, ihn einengenden Verhältnissen. In dieser Stadt, heißt es bei Semmer später, »haben die meisten Menschen ein Brett vorm Kopf«. ⁷ Geboren, so schreibt er im Klappentext zu seinem Buch »Die Engel sind müde«, »bin ich am Sonntag vor Weihnachten 1919«, am 22. Dezember. Seine Mutter, das erzählte mir Else Semmer, nannte ihn ihr »kleines Christkind« und liest man seine Texte, so zeigt sich, dass die Weihnachtsgeschichte mit der Friedensbotschaft der Engel große Bedeutung hat, die möglicherweise auch biographisch mitbegründet ist. Aber nicht nur das katholische Paderborn, auch das evangelische Elternhaus mit der Schneiderwerkstatt des Vaters engte ihn ein. Aufgewachsen ist er in der Zeit zwischen den Kriegen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Ein Weihnachtsgedicht von 1960 erzählt von der Konfrontation mit dieser Vergangenheit:

⁷ Gerd Semmer: Der kleine König. In: kürbiskern. Literatur und Kritik, München 1966, H. 4, S. 16.

Paderborn zu Weihnachten 1960

Zusammenstoß mit einer Vergangenheit,
die man nicht liebt.
Man braucht Tage,
um Fassung zu gewinnen.
Das Ich ist empfindlich getroffen,
als wär's ein Stück von mir.

Schräge Sonne
durch Bäume ohne Kronen.
Im Rasen
ein steinernes Monument:
Bürger, schützt eure Anlagen!,
von Hunden verschissen.
Aber
eine große Vergangenheit.⁸

»Meine Mutter«, schreibt Semmer im Klappentext zu »Die Engel sind müde«, »hatte sich ziemlich allein durch den Krieg gehungert; die anderen meines Volkes waren kleine Bauern in Franken und Textilmaschinenisten in Sachsen.« Der Vater drängte darauf, dass sein Sohn später die eigene Schneiderwerkstatt übernehmen sollte. Gerd Semmer hatte andere Vorstellungen, interessierte sich für Literatur, Puppenspiel und Theater, spielte schon als Junge und Jugendlicher Kaspertheater und war Jugendchor- und Orchesterleiter. Er unterbrach jedoch die Gymnasialzeit, machte eine Schneiderlehre beim Vater, um dann 1943 die Meisterprüfung in Weimar bestehen und endlich auch sein Abitur nachholen zu können. »Schule wie üblich«, schreibt er karg in seinem letzten Lebenslauf 1965 in Ratingen: »Gymnasium. 1937 Schneiderlehre, 1940 Gesellenprüfung, 1943 Meisterprüfung in Weimar. Dazwischen erneut 2 Jahre

⁸ Gerd Semmer: Widerworte, Berlin Aufbau Verlag 1965, S.13.

Oberschule, 1943 Abitur.«⁹ 1943 konnte er endlich studieren und immatrikulierte sich in Wien für die Fächer Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, die ersten überlieferten lyrischen Texte im Semmer-Lesebuch zeugen von dieser Zeit. Der Lebenslauf vermeldet lakonisch: »Wegen Nierenkrankheit kein Soldat«. Bereits mit 14 Jahren war Gerd Semmer als Schüler nach einem Zeltlager schwer erkrankt, als er 19 Jahre alt war, wurde seine Krankheit diagnostiziert: chronische Nephritis, Lebenserwartung keine fünfzig Jahre. »Von Gerd Semmers schwerer, aus der Jugend verschleppter Nierenkrankheit, die damals noch zum frühen Tode führen mußte, wußten die meisten, die an unserem Tische saßen, nichts«, erinnert sich Else Semmer später an die Düsseldorfer Jahre. »Sie erlebten nicht die dunklen Tage, die er mit Kopfschmerzen, Schwindel und Übelkeit in seinem Zimmer liegend verbrachte«.¹⁰ Nach Kriegsende studierte Semmer in Marburg Germanistik, Kunstgeschichte und Romanistik und arbeitete ein Jahr als Dolmetscher in der Marburger Marokkaner-Kaserne. Die Faszination für das Theater führte ihn zu Brecht, der 1947 nach Europa zurückgekehrt war, und er begann eine Dissertation über »Die Entwicklung des Epischen Theaters in den frühen Stücken des Bertolt Brecht«¹¹ bei dem Marburger Germanistikprofessor Werner Milch. Else Semmer erinnert sich: »Der erste Schritt nach Berlin zu Bert Brecht im März 1951, den ich im Hinblick auf die Dissertation angeregt hatte, war dazu angetan, sowohl Hoffnung als auch Zweifel zu wecken: Hoffnung auf eine lebendige gemeinsame Arbeit an den neuen Formen des Theaters, Zweifel an den Formen, in denen sich in der 1949 gegründeten

⁹ Den maschinenschriftlichen Lebenslauf Gerd Semmers von 1965 stellte Else Semmer dankenswerter Weise 1994 für die von mir kuratierte Ausstellung im Heinrich-Heine-Institut zur Verfügung.

¹⁰ Else Semmer: Zwischen Hund und Wolf. Ein Lebensbericht aus der Mitte des Jahrhunderts 1927-1972, S. 158.

¹¹ Ebd., S. 104.

DDR die Idee des Sozialismus präsentierte und verfestigte.«¹² Das Interesse an den neuen Formen des Theaters führte 1952 zu einer Zusammenarbeit mit Erwin Piscator, der »im Herbst 1951 wegen der auch seine Existenz in Amerika bedrohenden Mc Carthy-Ausschüsse nach Deutschland zurückgekehrt«¹³ war und der Gerd Semmer anbot, an zwei Büchner-Inszenierungen, »Dantons Tod« in Marburg und »Leonce und Lena« in Gießen, als Regieassistent und wissenschaftlicher Berater, allerdings ohne Vertrag und Honorar, mitzuarbeiten. Honorierte spätere Zusammenarbeiten folgten 1956 und 1959. »Gerd«, so schreibt Else Semmer in ihrer Autobiographie, »wurde Piscators ‚Mädchen für alles‘ und sein Vertrauter, den er um Rat fragen konnte, auch wenn er selbst dann alles besser wußte.«¹⁴ Immerhin: Im Vorlauf zur Inszenierung von »Dantons Tod« mit Piscator am Schillertheater in Berlin 1956 recherchierte Gerd Semmer in Paris. »Daraus entstand«, notiert er im Lebenslauf, »später mein erstes Buch: Chansons der französischen Revolution 1789-95«.

Zuvor indes gab es 1953 einen deutlichen Bruch und Neubeginn in Semmers Leben: »Promotionsplan über Brecht durch Tod des Doktorvaters Prof. Milch und Ausbruch des Kalten Krieges 1950 erschwert. Als nach 3 Jahren ein neuer Ordinarius kam, hatte ich Familie und kein Geld mehr«, heißt es lakonisch im Lebenslauf. Mit dem Germanistikprofessor Friedrich Sengle hatte Semmer in Marburg zwar einen neuen Doktorvater gefunden, jedoch differierten die Vorstellungen über den Umgang mit dem Thema zu sehr und letztlich war die Weiterarbeit an der Dissertation auch sowohl aus privaten als politischen Gründen nicht mehr möglich. Der 17. Juni des Jahres 1953 bedeutete einen Schnitt in den Beziehungen der beiden deutschen Staaten.

¹² Ebd., S. 145.

¹³ Ebd., S. 147.

¹⁴ Ebd., S. 148.

Else Semmer erinnert sich: »Nach dem 17. Juni 1953 wurde es noch schwieriger als schon zuvor, über Brecht zu schreiben. Die westdeutschen Bühnen setzten seine Stücke ab. Man warf dem Dichter Doppelmoral vor.«¹⁵ Am 22. Dezember 1951, Semmers 32. Geburtstag, hatten Gerd Semmer und seine Kommilitonin Else Grot geheiratet, am 28. Februar 1953 wurde der Sohn Gilbert geboren, die Wohnsituation als junge Familie im Marburger Haus von Else Semmers Mutter erwies sich als nicht mehr tragbar. In diesem schwierigen Moment wurde Gerd Semmer in Düsseldorf eine Stelle bei der neugegründeten humoristisch-satirischen Zeitschrift »Michel«, später »Der deutsche Michel«, vermittelt und es begann ein neues Leben als Redakteur und zunehmend auch als Schriftsteller in Düsseldorf, denn im »Deutschen Michel« erschienen Semmers Gedichte erstmals gedruckt.

Über dieses neue Leben heißt es in seinem Lebenslauf:

1953/54 Redakteur im »Deutschen Michel« (Progress Verlag Fladung) in Düsseldorf, Übersiedlung nach Düsseldorf. (Pseud. Moritz Messer)

1954/56 Redakteur der »Deutschen Volkszeitung« (Unterhaltungsteil) Düsseldorf.

1956 freier Mitarbeiter verschiedener Blätter, Studie über die Bild-Zeitung für Documents – Deutsch-französische Blätter.

1957/59 Kulturredakteur der Wochenzeitung »Stimme des Friedens«.

Zeitung stellte leider ihr Erscheinen ein.

Das kreative Wirken, die Veröffentlichungen dieser Düsseldorfer Zeit dokumentiert das Lesebuch, beginnend mit dem frühesten, 1959 publizierten Text, der von seiner Wiener Studienzeit 1944 datiert, gefolgt von zwei Gedichten zu Kriegsende 1945 im westfälischen Lippspringe. In

¹⁵ Ebd., S. 149.

seiner Publikation »Die Engel sind müde« hat Gerd Semmer die Entstehungszeit immer genau vermerkt. Das Lesebuch endet mit letzten in Ratingen geschriebenen Texten, die zum Teil hier erstmals veröffentlicht werden. Besonders spannend ist im Wirken Semmers die Kooperation mit anderen Künsten. Zwischen 1954 und 1957 habe ich für das Lesebuch eine Reihe von Gedichten aus dem »Deutschen Michel« übernommen und zusammen mit den Zeichnungen abgebildet, da beides in unmittelbarem Produktionszusammenhang stand. Adolf Uzarski, Richard Ebert, Karl Schwesig u.a. lieferten das Bild, Semmer dichtete den passenden Text. In der Weihnachtsnummer vom 16. Dezember 1956 gab es sogar drei dieser Bild-Gedichte: »Denn das Wort ward Fleisch«, »Kleinstadt am Heiligen Abend« und »Heilig-abend-land-mahl-zeit«¹⁶, deren bitterböse Kritik an der Missachtung der weihnachtlichen Friedensbotschaft des Evangeliums und am bürgerlichen Festgehebe gerade im Zusammenspiel von Bild und Text eine besondere Stoßkraft erhielt. Die Interdependenz machte die enorme Wirkung dieser Bild-Texte aus. Nach langer kontrovers geführter Diskussion hatte sich die Bundesrepublik Deutschland 1955 für eine Wiederaufrüstung entschieden, Franz Josef Strauß wurde 1956 Bundesminister der Verteidigung. In dieser politisch brisanten Situation zeichnete Richard Ebert zu Weihnachten Familie und Gäste am festlich gedeckten Tisch. Weihnachtsbaum, Kerzenständer und Tannengirlande verbreiten Stimmung. In der Bildmitte, schockierend groß, liegt indes auf überdimensionaler Platte ein frisch zubereiteter Engelbraten. Unter seinem brechtschen Pseudonym Moritz Messer schrieb Gerd Semmer dazu das Gedicht vom geschlachteten Friedensboten und spielte provozierend mit der Homophonie von »ißt« (fromm essen – fromm sein):

¹⁶ vgl. Abbildungen im vorliegenden Semmer-Lesebuch.

Bei Direktor Strauß von der Abendland-AG
Ißt man fromm. Da tut's kein Gänsebraten
Und kein Puter. Sie rupften weiß wie Schnee
Einen Weihnachtsengel – und war gut geraten.

Während sich die Interdependenz von Bild und Text bei den vielen Gedichten, die Semmer im »Deutschen Michel« veröffentlichte, im Lesebuch gut sichtbar darstellen lässt, ist das Zusammenspiel von Text und Musik, das nach den »Michel«-Zeiten für Semmers literarisches Wirken zunehmend Bedeutung gewann, auf dem Papier indes kaum hörbar zu machen. Notenabbildungen sind nur ein unzureichender Ersatz und es ist zu wünschen, dass die Leser die Möglichkeit haben, die großartigen Vertonungen, insbesondere von Dieter Süverkrüp, auch zu hören.¹⁷ Aus dem Liedwerk Semmers, das seine intendierte Wirkung letztlich nur im Zusammenklang mit der Musik erreichen kann, habe ich für das Lesebuch daher nur einen kleineren Teil ausgewählt.

Die Zusammenarbeit mit Dieter Süverkrüp begann 1956: »Die historische Begegnung zwischen Gerd Semmer und Dieter Süverkrüp fand 1956 beim Purimfest des Zentralrats der Juden in den Rheinterrassen von Düsseldorf statt. Der Pantomime Jean Soubeyran gab ein Purimspiel, und Süverkrüp machte den Moritatensänger. Semmer sah sich das an und sagte: ›Warum sollen wir keine Chansons zusammen machen?‹ ›Ja, warum eigentlich nicht!‹ antwortete

¹⁷ Im Verlag pläne in Oberhausen, dessen Mitbegründer Gerd Semmer und Dieter Süverkrüp waren, erschienen: »Warnung – Rattengift ausgelegt! Kinder & Haustiere fernhalten. Chansons von Gerd Semmer und Dieter Süverkrüp«, Nr. 2101, 1962; »Ein Lied – drei, vier. Neue Chansons von Gerd Semmer und Dieter Süverkrüp«, Nr. 2102, 1963; »Ostersongs 1962/63. Lieder zum Ostermarsch«, Nr. 3101, 1963; »Wir wollen dazu was sagen. Neue Lieder gegen die Bombe«, Nr. 3102, 1964.

Süverkrüp.«¹⁸ Es entstand eine jahrelange, intensive und produktive Zusammenarbeit und Dieter Süverkrüp machte aus Semmers Texten Lieder, die – wie er selbst formulierte – »anheimeln und unheimeln« sollten.¹⁹ Weitgehend waren diese Texte formal einfacher, um singbar zu sein, besonders die Ostermarschlieder der 1960er Jahre.²⁰ Indes gab es auch durchaus anspruchsvolle »Michel«-Texte, die zu Zeichnungen entstanden waren und die Süverkrüp wiederum in einmaliger Weise in Chansons verwandelte, so das »Schützenbrüderpotpourri« von 1954 und »Düsseldorf an der Düssel« von 1955. Interessant ist zu sehen, wie Semmer ausgehend von seiner Faszination am Theater die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Künsten immer wieder suchte und wie er im Zusammenspiel verschiedener Medien eine Möglichkeit sah, die aufklärerische Wirkung von Literatur zu potenzieren. Auch hier mag Brecht ein Vorbild gewesen sein, denn über Brechts 1955 publizierte »Kriegsfibel« hatte Semmer im »Deutschen Michel« 1956 berichtet: Brecht habe die Fotos aus Zeitungen herausgeschnitten, zusammengeklebt »und schrieb Vierzeiler darunter. Diese Bilder sind nicht einfach Anlaß zu Gedichten, sie spiegeln, gesehen von einem Dichter ein Stück Weltgeschichte [...], die Verse sind mehr als Erklärungen, sie klären auf über das, was diese Blätter enthalten. So gibt der Lehrende Brecht wieder einmal ein Exempel.«

¹⁸ »Wie man zum Chanson kommt.« Covertext zu: »Warnung – Rattengift ausgelegt! Kinder & Haustiere fernhalten.« Vgl. Anm. 17.

¹⁹ »Chansons sind poetische Reportagen«, Covertext zu: »Ein Lied – drei, vier.« Vgl. Anm. 17. Dieter und Ingrid Süverkrüp danke ich sehr herzlich für viele anregende Gespräche über die Jahre der Zusammenarbeit mit Gerd Semmer.

²⁰ Eine Auswahl der 1968 im Kürbiskern-Songbuch veröffentlichten Ostermarschlieder ist erfreulicher Weise wieder zugänglich. In: Walter Gödden: Pop, Protest und Provokation, Aisthesis Verlag Bielefeld 2017, S. 510-535: »Ostermarschlieder des verkannten Gerd Semmer«.

Der Dichter Gerd Semmer, immer wieder von Brecht und auch von Heine geprägt, hatte den Anspruch, mit seiner Lyrik politisch zu wirken. Während, wie Klaus Wagenbach 1980 formulierte, die »‘offizielle‘ (west)deutsche Literatur« der 50er Jahre »still das Joch tragend, die Gnade erwartend, ganz im Gleichmaß der Erde« ging²¹, war Semmer einer der wenigen, die in dieser Zeit literarisch aufbegehrten. Ulla Hahn nennt ihn in ihrer Arbeit über »Literatur in der Aktion« daher auch den ersten politischen Lyriker, der in der Nachkriegszeit zur Situation der Bundesrepublik konkret Stellung nahm, »konkreter als Enzensberger und Rühmkorf«.²² Klaus Schumann spricht 1973 vom politischen Gedicht der 50er Jahre, das »eine Ausnahmeerscheinung geblieben war, für die Namen wie Enzensberger und Rühmkorf und – von der bürgerlichen Kritik übersehen – Semmer standen«.²³ Immer wieder plädierte er in der Atomwaffen- und der Wiederaufrüstungsdiskussion für die christliche Friedensbotschaft, die es ernst zu nehmen gelte, Aufgabe der Engel sei es nicht, wie in seinem satirischen Chanson »Die Engel sind müde«, den Weihnachtskonsum zu befördern, sie dürften nicht zu Weihnachtsdekoration und -staffage verkommen, geschweige denn, geschlachtet werden. Sie sollten vielmehr das »neue Wort« verkünden: »Das neue gefährliche Wort hieß – Frieden.«²⁴ Semmer solidarisierte sich mit den »armen Leuten und Weisen«, die diese Botschaft verstehen. Das Feindbild, gegen das es aufzubegehren gelte, seien die »Herren«: die gesellschaftliche Macht, die Regierung, das Kapital und seine Handlanger.

²¹ Klaus Wagenbach, Nachwort, in: Ders. (Hrsg.), Lesebuch. Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1959, Berlin 1980, S. 209.

²² Ulla Hahn: Literatur in der Aktion. Zur Entwicklung operativer Literaturformen in der Bundesrepublik, Wiesbaden 1978, S. 23.

²³ In: Annie Voigtländer / Hubert Witt (Hrsg.): Denkwort. Politische Lyrik aus der BRD und Westberlin, Frankfurt/M. 1974, S. 9.

²⁴ Vgl. Semmers Gedicht »Und das Wort ward Fleisch« im vorliegenden Band.

Interessant ist, dass er diesen Duktus genau von Heine übernahm, wie Heine wollte auch er mit seinen Gedichten »den hohen Herren Schrecken einjagen.«²⁵ »Den Herren da oben muss man heimgeigen«, heißt es in seinem Gedicht auf das neue Jahr 1955.²⁶ Schon in der »Ballade vom erfrorenen Kind« sind es 1950 die »Herren vom Amt«, die für »Ruhe und Ordnung« sorgen und in den 60er Jahren übersetzte er die Anrede »Monsieur le Président« in Boris Vians berühmtem Gedicht gegen den Algerienkrieg mit »Ihr sogenannten Herrn«. Wie Boris Vian mit seinem Lied wollte auch Semmer mit seinen Texten eine Öffentlichkeit erreichen und Wirkung erzielen. Er beherrschte eine große Formenvielfalt: von der sozialkritischen Ballade zum politischen Chanson, vom prägnant formulierten Spruch zum Sonett und zur Hymne. Auch die Stilebenen changieren von bewusst eingesetzter Alltagssprache, um provokant-satirisch anzuprangern, zu dekuvierenden brechtschen Verfremdungen, von Zitatanspielungen aus der Literatur, Volksliedern, Weihnachtsliedern, Kinderversen, Bauernregeln, Sprichwörtern zu Zitatparodien, von Parodien christlicher Gebetsformen zum ironischen Umgang mit dem Wort- und Stoffmaterial der Bibel. Schon eine frühe Tagebucheintragung von 1947 benennt seine literarischen Vorbilder: »Aristophanes, Hans Wurst, Bert Brecht«. »Seine Texte hatten Biß«, schreibt Arno Klönne 1999, »er verstand sich auf Satire, und dem lag Menschenfreundlichkeit zugrunde. Sein Zorn entstammte der Zuneigung.«²⁷ Gerd Semmer erhielt 1958 den Tucholsky-Chanson-Preis der Studentenzeitung »konkret«, 1960 wurde ihm der Heinrich-Heine-Preis der DDR zuerkannt. Er starb am 12. November 1967 in Ratingen.

²⁵ Vgl. Anm. 4.

²⁶ Gerd Semmer: Die Engel sind müde, S. 108.

²⁷ Arno Klönne: Vorwort. In: Udo Achten (Hrsg.): Gerd Semmer. Wir wollen dazu was sagen, Asso Verlag Oberhausen 1999, S. 11.

50 Jahre nach seinem Tod erinnert das vorliegende Lesebuch an einen heute fast vergessenen Dichter und präsentiert eine kleine Auswahl literarischer Texte der Nachkriegszeit im Westen Deutschlands. Das Gerd Semmer-Lesebuch ist damit ein Zeitdokument der frühen Bundesrepublik, aber weit mehr als das. Es zeugt von dem Engagement, Politisches poetisch zu sagen und Poetisches immer auch als Politisches zu verstehen. Dass sein Werk »den bleibenden Werth einer klassischen Dichtung haben« wird, so wie er es Heine zuschrieb, hatte Semmer nicht eingefordert. Wohl aber rühren seine Texte noch immer an, sind in ihrer Poesie von erstaunlicher Aktualität und vermitteln konkrete und utopische Hoffnungsmomente.²⁸ Das sei zum Schluss mit zwei Beispielen verdeutlicht. Else Semmer schreibt in ihren Erinnerungen: »Damals kämpfte ich wie Gerd um unsere Existenz. Das hielt mich vor allem am Tage in Atem. Nachts wurde mir oft mit Tränen bewußt, wieviel wir alle entbehrten. Da sagte ich einmal zu Gerd, um ihn auf das Leben unserer Kinder aufmerksam zu machen: ‚Manche Eltern sagen: wir haben unseren Kindern das Leben geschenkt. So kann ich es nicht empfinden, sondern umgekehrt: Sie schenken uns ihr Leben. Sie halten es mit uns aus, sind munter und lieben uns!‘ Als ich am nächsten Mittag aus der Schule kam, gab er mir ein Gedicht zu lesen, das er am Morgen geschrieben hatte.«²⁹ Es ist das Gedicht »Unsere Kinder«, das er 1959 in seine erste eigene Publikation aufnahm und das mit den Versen endet:

²⁸ In der Rheinischen Post vom 19. Dezember 1994 schrieb Gerda Kaltwasser über die Eröffnung der Ausstellung »Die Engel sind müde. Widerworte für den Frieden« im Heinrich-Heine-Institut: »Die Eröffnungsgäste im Heine-Institut – eine Gruppe nostalgischer Linker, die die Zeit überholt hat? Wohl kaum, dafür waren zu viele Kinder und junge Leute da. Und die Semmer-Texte sind sowenig überholt wie die aus Heines ‚Wintermärchen‘ an den Wänden. Gut für die Dichter. Schlimm für ihre Leser.«

²⁹ Else Semmer: Zwischen Hund und Wolf. Ein Lebensbericht aus der Mitte des Jahrhunderts 1927-1972, S. 143.

So macht die Liebe uns mitnichten blinder,
man engagiert sich, und da sieht man klar:
Das Leben schenken uns die beiden Kinder,
und wird es schwer, es wird auch wunderbar
und ist zum Leben da, ganz offenbar.

Soweit zum Konkreten. Zum Utopischen verweise ich abschließend auf das Vorwort zu seinem ersten Buch »Ça ira«, seiner Liedersammlung zur Französischen Revolution. Im Mai 1958 in Düsseldorf zitierte Semmer aus Benjamins berühmter Abhandlung »Über den Begriff der Geschichte« in der Hoffnung, auch seine Lieder-Sammlung solle helfen, »die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen«, nicht damit diese Überlieferung als ‚Kulturgut‘ oder ‚Beute‘ an uns fällt, sondern damit sie – wie Walter Benjamin sagt – ‚als Zuversicht, als Mut, als Humor, als List, als Unentwegtheit‘ im Kampf um die Emanzipation der Menschen und der Menschheit lebendig bleibt.«³⁰ »Wie Blumen«, so heißt es bei Benjamin weiter, »ihr Haupt nach der Sonne wenden, so strebt kraft eines Heliotropismus geheimer Art, das Gewesene der Sonne sich zuzuwenden, die am Himmel der Geschichte im Aufgehen ist.«³¹

³⁰ Gerd Semmer (Hrsg.): *Ça ira. 50 Chansons, Chants, Couplets und Vaudevilles aus der Französischen Revolution 1789-1795*. Rütten & Loening Berlin 1958, S. 15.

³¹ Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte*. In: Tiedemann/ Schweppenhäuser (Hrsg.): *Walter Benjamin - Gesammelte Schriften*, Band I.2, Frankfurt am Main 1991, S. 694f. Manfred Windfuhr, der Gerd Semmer Anfang der 1950er Jahre als Kommilitonen an der Marburger Universität kennenlernte, danke ich vielmals, mich 1990 auf den Autor hingewiesen und damit meine Auseinandersetzung mit Gerd Semmers politischer Lyrik initiiert zu haben.

Textnachweise

Aus: *Die Engel sind müde. Verse und andere Prosa aus dem Schlaraffenland*. Berlin: Aufbau-Verlag 1959: Trunkenen-Litanei (165), Tallewiesen bei Lippspringe (9), Spätsommerabend (10), Auf die Schnelle (34), Ballade vom erfrorenen Kind (53f.), Lied von den schnellen Wassern (11), August ziemlich verrückt (12), Herbst und ein anderer Frühling (15), <Warte nicht auf das Gelobte Land> (16), <Nebelmorgen> (16), <Finde deine Pfeile wieder> (17), Die Königin der Nacht (19-23), Dieses Land (198), Das Mistvieh meiner Träume (13), In der Dämmerung (5), Mit einem Tuch (18), Herr Keuner und sein Schöpfer (173), Der kleine Weltuntergang. Völkerwanderung des 20. Jahrhunderts (133), Der kleine Weltuntergang. Bericht vom Volke (133-135), Mag sein Genossen (84), Schöne Jugend (61-66), Der Herr Lehrer aus Amerika (136), Schützenbrüder-Potpourri (31-32), November – November (137), Zwölf stille Nächte (59), Austreibung aus Johannesburg im Jahre 1955 (74), Frühling unserer Städte (27), Atom Atom – es dämmt. Am 30. Mai ist der Weltuntergang (199), Für ein Mai-Kind (57), Atom Atom, es dämmt. Kaninchen mit Schlange (203), Düsseldorf an der Düssel (29-30), <Von kaukasischen Lichtbeeten> (17), Warten ist das halbe Leben (85), Grün ist die Hoffnung - rot die Liebe (86), Lesebuchstück vom Dr. Martin Luther (69), Und das Wort ward Fleisch (60), Kleinstadt am Heiligen Abend (42), Heilig-abend-land-mahl-zeit (41), Um den § 218 (55), Peking (75), Atom Atom, es dämmt. Atomgedicht 57* (202f.), La Patrie est en Danger (204f.), Die beherrschte Natur (35), Den Reisegegnossen (87), Meinem Briefträger (28), Unsere Kinder (56) – Aus: *Der Deutsche Michel. Humoristisch-satirische Blätter*, Düsseldorf: Fladung Verlag, Jg. 1954-1957 (Titel und Texte haben z. T. Varianten zum Abdruck in „Die Engel sind müde“): Schützenbrüder-Potpourri (1. Jg., August 1954, S. 4), November – No-

vember (1. Jg., November 1954, S. 23), Austreibung aus Johannesburg 1955 (2. Jg., April 1955, S. 9), Am 30. Mai ist der Weltuntergang (2. Jg., Mai 1955, S. 10), Kaninchen mit Schlange (2. Jg., Juni 1955, Titelseite), Düsseldorf an der Düssel (2. Jg., Juni 1955, S. 17), Warten ist das halbe Leben (3. Jg., Nr. 15 vom 15. Juli 1956), Grün ist die Hoffnung - rot die Liebe (3. Jg., Mai 1956, Nr. 18 vom 26. August 1956), Denn das Wort ward Fleisch (3. Jg., Nr. 26 vom 16. Dezember 1956), Kleinstadt am Heiligen Abend (3. Jg., Nr. 26 vom 16. Dezember 1956), Heiligabend-land-mahl-zeit (3. Jg., Nr. 26 vom 16. Dezember 1956), Willst du mich morden? (4. Jg., Nr. 1 vom 13. Januar 1957), Peking (4. Jg., Nr. 3 vom 10. Februar 1957), Gemeinsamer Markt (4. Jg., Nr. 6 vom 24. März 1957), Atom-Dämmerung* (4. Jg., Nr. 9 vom 5. Mai 1957, S. 10) – Aus: *Widerworte. Gedichte und Chansons. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1965*: Gegen den Krebs und die Dummheit (9), Harzreise im September (37), Sonett für die schwarze Lady (38), Hiddensee 1961 (39), Wendenburg am Lehnitzsee (40), Die Engel sind müde. Für Gina Presgott (43f.), Familienbande (54f.), Ich vermisse Nationalgefühl (65f.), Ballade vom feinen Händchen (71f.), Ballade vom irren Tod (73f.) – Aus: *Ça ira. 50 Chansons, Chants, Couplets und Vaudevilles aus der Französischen Revolution 1789-1795. Herausgegeben und übertragen von Gerd Semmer. Berlin: Rütten & Loening 1958*: Es geht ran! (57), Die Carmagnole der Royalisten (119), Die Reisen der roten Mütze (155) – Aus: *Hein und Oss Kröher (Hrsg.): Das sind unsere Lieder, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt 1977*: Der Deserteur (204f.) – Aus: *Stimme der Freiheit. Wochenzeitung der Friedensanhänger Westdeutschlands, Düsseldorf*: Sechs junge Autoren, meine Freunde – Aus: *Deutsche Woche, München*: Heine contra Freund und Feind (Jg. 6, 1956, Nr. 7) – Aus: *Nachlass Gerd Semmer (Akademie der Künste, Berlin)*: Probealarm, Afritz am See, Chanson Internationale, Black and White, Traum des

Ikarus, Ich liege im Schatten deiner Ulme, Abendlied zu Ostern – Aus: *Else Semmer: Zwischen Hund und Wolf. Ein Lebensbericht aus der Mitte des Jahrhunderts. 1927-1972 (Privatexemplar, 259 Seiten mit Abbildungen und Anhang):* Düsseldorf, Hubbelrather Straße 8 (154-159).

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70).